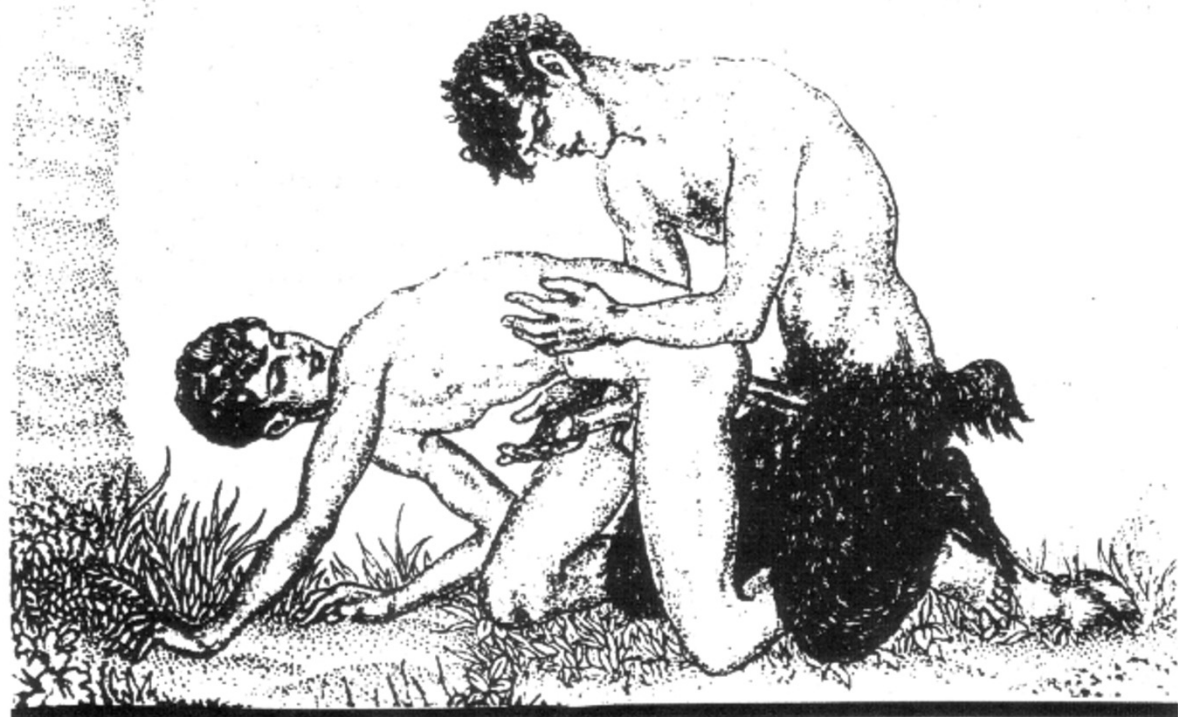


CAPRI

Zeitschrift für schwule Geschichte



NUMMER 32

JUNI 2002

IMPRESSUM

CAPRI WIRD VOM
**SCHWULEN
MUSEUM**
MEHRINGDAMM 61
10961 BERLIN
HERAUSGEGEBEN

*

REDAKTION:
MANFRED HERZER
BLÜCHERSTRASSE 61
10961 BERLIN

☎ 6948617

E-MAIL:
HOMO3000@T-ONLINE.DE

*

HERGESTELLT MIT
FREUNDLICHER
UNTERSTÜTZUNG
DES
SCHWULENREFERATS
IM ASTA DER FREIEN
UNIVERSITÄT BERLIN

ISSN 1431-8024

„Wenn einer
auszieht,
dann Uschi“

INHALT

PRIME-
STEVENSON: OUT
OF THE SUN
3

HERZER:
»THE VERY
RUBBISH OF
HUMANITY!«
10

GENDER TROUBLE
IN OLD BAYREUTH
(SIEGFRIED,
3. AKT, 3. SZENE)
15

HUBERT FICHTE
SPRICHT AM 4.
OKTOBER 1980
MIT FRIEDHELM
KREY ÜBER
JAHNN, SCHWU-
LENBEWEGUNG,
AMERIKA
16

HERZER:
»DIE ENTSETZ-
LICHSTEN
HOMOSEXUELLEN-
POGROME DER
NEUZEIT«
33

HERZER:
NACHTRAG ZU
MELCHIOR GROHE
42

KASISKE:
PHILIP-JOHNSON-
BIOGRAFIE
(REZENSION)
44

ZUM TITELBILD

DIE HERKUNFT DES
TITELBILDES IST
WEITGEHEND
UNGEKLÄRT.
DER WIENER
SCHRIFTSTELLER
ERICH LIFKA
ERZÄHLTE, DASS ER
EINST BEI EINEM
SCHWEIZER SAMMLER
DAS ORIGINAL DES
BILDES
ABFOTOGRAFIERT
HABE. EINEN ABZUG
DIESES FOTOS SOWIE
FOTOS WEITERER
BILDER DES GLEICHEN
KÜNSTLERS HAT ER
DEM SCHWULEN
MUSEUM ÜBERGEBEN.
ER WUSSTE
LEDIGLICH, DASS DER
KÜNSTLER EIN
»CONTE TASSI«
GEWESEN SEI, DER
ZUGLEICH EIN HOHER
FUNKTIONÄR IN DER
ITALIENISCHEN
FASCHISTISCHEN
STAATSJUGEND-
ORGANISATION
»OPERA NAZIONALE
BALILLA« WAR. DAS
BILD DÜRFTE
DEMNACH IN DEN
ZWANZIGER ODER
DREISSIGER JAHREN
DES VORIGEN
JAHRHUNDERTS
ENTSTANDEN SEIN.

Edward Prime-Stevenson

OUT OF THE SUN*

(WENN BEI CAPRI DIE ROTE SONNE ...)

Für Evariste Sorrande-Lauzun

Dayneford legte den kurzen letzten Brief beiseite, den er eben beendet hatte, dann steckte er ihn in einen Umschlag, den er versiegelte. Mit ruhiger Hand schrieb er die Adresse »The Honourable Frederick Frene, The Brasses, Godalming, Surrey, England«. Die Post in Italien war zwar langsam, aber sein Vetter würde den Brief Ende der Woche haben. Es hatte sowieso keine Eile; die geschäftlichen Angelegenheiten waren in all den Jahren, während Dayneford als einsamer Wanderer gelebt hatte, aufs Beste geordnet. Er war darauf bedacht, die wenigen Personen, die in seiner letzten Lebensphase bei ihm waren, möglichst nicht mit Problemen zu behelligen, die nach seinem Tod auftauchen könnten, auch wenn diese Personen ihm nicht sonderlich viel bedeutet hatten. Zudem kannte Freddy, dieser brave alte Knabe, alle Angelegenheiten seines verborgenen Lebens. Dayneford dachte wie schon oft an Freddy: »Es ist gut, dass Freddy und ich immer so gute Freunde waren! Dass ich vor Freddy keine Geheimnisse haben musste, egal was der Rest der Welt darüber denkt! ... Es ist lustig, wenn man es recht bedenkt: Freddy weiß so genau, wie er um meinetwillen am besten lügen muss, weil ich immer darauf achtete, dass er in all diesen Angelegenheiten die Wahrheit erfuhr! Ach Freddy, einen wie dich gibt es nur einmal unter Millionen!«

Er richtete sich langsam auf, so als ob er sehr müde sei, und blickte im Zimmer umher, das in der Abenddämmerung versank. Alle Fenster gingen nach Norden. Der ganze Himmel, von Ischia über Neapel und den Punto di Sorrento bis hin zum Meer unter den Sirenenfelsen, war von dunklen Wolken verhangen, obwohl die Sonnenstrahlen von Westen her die Szene erhellten. Die Bibliothek war ein guter Ort für diese Art von trüben, veränderlichen Nachmittagen. Die Wände waren in dem bezeichnenden Grün gestrichen, das zumindest einige von Daynefords Freunden erwarteten, eine weiche, durchaus warme Farbnuance mit wenigen belebenden Details in mattem Rot. Auf dem Klavier mit dem granatroten Rohseideüberwurf, mit einem arabischer Vierzeiler in Grün und Kupfer bestickt – eine Huldigung Abu Nuwas an die Musik und an die Liebe – lagen zwei dicke Orchesterpartituren, »Parsifal« und Goldmarks »Die Königin von Saba«. Daneben ruhte ein abgegriffener Band Beethoven-Sonaten mit einem Streifen smaragdgrüner Seide am Anfang von Opus 111.

Daynefords Blick wanderte weiter und ruhte dann wieder auf dem großen Haufen verbrannter Papiere, die den erloschenen Kamin füllten. Der Haufen war ein düsteres Zeugnis seiner hauptsächlichlichen Beschäftigung seit der vorigen Nacht, als er – seinen Entschluss gefasst hatte. Was für ein irritierend kleiner italienischer Ersatz für einen ordentlichen Kamin! Wie hatte er sich ihn geärgert, und wie hatte Gino mit seinem Lachen den Ärger verscheucht, damals als sie begannen, sich in diesem friedlichen Zufluchtsort auf Capri häuslich einzurichten! Gino hatte geschworen, dieser Kamin würde ausreichen, »um ein ganzes Regiment zu wärmen« – wenn man nur versteht, ihn richtig zu beheizen. Wie hatte Gino sich amüsiert, als das Feuer immer wieder ausging, statt sich wie eine wohlgeratene englische Institution zu benehmen! Das waren jene Wochen, als ihnen ihr neues gemeinsames Leben wie eine Art ernsthafter köstlicher Scherz erschienen war, wenn auch vielleicht nicht so unschuldig bezaubernd für Gino wie für ihn, Dayneford, wenn man es aus dem Blickwinkel all jener späteren Einsichten betrachtete, die der Stand der Dinge heute Abend überdeutlich und definitiv zeigte.

* Das Ereignis, von dem hier berichtet wird, bildet das letzte Kapitel eines psychologischen Romans, der unter dem Titel »Into the Sun« als Privatdruck vorbereitet wird. Auf Wunsch einiger Leser des gesamten Werks erscheint hier die Schlussepisode des Romans separat.

Dayneford ging noch einmal zum Kamin und wendete den geschwärzten Haufen der Briefe, Fotografien, Zeitschriften und dergleichen noch einmal um, all jene Dinge, die er so sorgfältig vernichtet hatte. Es gab wirklich keine Überbleibsel mehr, die man vielleicht noch hätte lesen können! Nur Rauch und Asche waren geblieben und es kam ihm so vor, als ob auch sein Leben und seine Seele in Rauch und Asche verwandelt waren und die letzte kurze Stunde begonnen hatte, in der er – soweit es ihm bewusst war – im Besitz von Leben und Seele war! Er trat an den großen Tisch mit den Intarsien. Alles war geschmackvoll arrangiert, fast wie immer, nur die Pleinair-Kohlestudie fehlte, die Gino nackt auf dem Felsen sitzend zeigte, der sich unterhalb der Tiberiusvilla befindet. Jenes Bildnis war vollkommen verkohlt, dort drüben.

Noch einmal betrachtete er die Bibliothek. Nie zuvor schien sie ihm vollkommener in ihrer Atmosphäre kultivierter Ruhe, obwohl es nur diese schlichten und improvisierten Dinge waren, die er hier arrangiert hatte. Die Bilder, alle tief gehängt und gut beleuchtet, waren meist Photogravüren. Es gab nicht viele, aber alle waren für ihn subtil bedeutungsvoll – jedes ein Symbol für ein bestimmtes Ereignis, voller konstruktiver oder zerstörerischer Einflüsse auf seine Psychologie und sein tägliches Leben – wie es dieses Leben selbst gewesen war, *immer* . . . Da war die Rembrandt-Radierung, die kleine japanische Landschaft von Teisai Hokuba, die beiden erhabenen Madonnen von Correggio aus dem Dresdner Zwinger, die liebliche »Lampadiforo« aus der römischen Terme, Andrea del Sartos junger San Giovanni, Bazzis San Sebastiano, der Stich »Jupiter und Cupido« von Raimondi nach Raphael. In einer weiteren Ecke, über dem Schreibtisch und auf einer Ecke des Bücherregals stand eine schöne Marmorkopie vom Hermes des Praxiteles. Auf einem Kerzentischchen lauschte in ewiger Jugend und Hingebung der Narciso aus dem Neapolitanischen Museum.

Ach, seine Bücher! Die Bibliothek fast jeden Mannes von ähnlicher Natur, in dessen Leben es so viel Einsamkeit gab und der sich so entschieden der eigenen Innenwelt zuwendet, weist von Jugend an die Spuren geheimer literarischer, seiner Art entsprechender Vorlieben auf. Dayneford stand jetzt vor seinem Bücherschrank und ließ seinen Blick mechanisch über die Titel einer besonderen Gruppe meist schmaler Bände gleiten. Sie waren in einem etwas tiefer gelegenen Regal zusammengedrängt, so als ob sie unter sich bleiben und andere literarische Gesellschaft meiden wollten, um sich misstrauischer Beobachtung zu entziehen. Tibull, Properz und die Griechische Anthologie eng gedrängt neben Al Nafsaweh, Chakani und Hafis. Etwas entfernter standen die Sonette von Shakespeare und die von Buonarrotti zusammen mit Tennysons »In Memoriam«, Woodberrys »The North-Shore Watch« und Walt Whitman. Hinter Platens sehr umfangreichen »Tagebüchern« lagen seine Gedichte. Dann kam Wilbrandts »Fridolins heimliche Ehe« neben Rachildes »Les Hors-Nature«, dann Pernauchs »Die Infamen«, Emil Vacanos »Humbug« und eine Reihe psychologischer Werke von Krafft-Ebing, Ellis und Moll. Es gab ein dünnes Buch, dessen Einband, üppig im arabischen Stil geschmückt, sechs oder sieben Geschichten aus »Tausendundeine Nacht« in Mardrus' französischer Übersetzung umschloss – sorgfältig separiert von ihren ursprünglichen Genossen. Auf einem tieferen Regal fand sich David Christie Murrays »Val Strange« und einige andere alte Romane, Dickens' »David Copperfield«, der »Tim« eines anonymen Autors und Vachells »The Hill«; dann folgten Maynes »Intersexes«, »Imre« und »Sebastian au Plus Bel Age«. Das zuletzt genannte Buch lag aufgeschlagen, mit dem Rücken nach oben, wie Dayneford es drei Nächte zuvor abgelegt hatte, als er vom Sofa aufgesprungen war, um fiebernd vor Furcht und Hoffnung – ja, sogar da noch mit einer ganz kleinen Hoffnung! – Ginos lange erwartetes Telegramm aufriß. War das erst drei Nächte her ... ? Seitdem hatte Dayneford so viel durchlebt! Wie abwesend nahm Dayneford den »Sebastian« und las wieder eine Stelle, die er einst mit dem Bleistift angestrichen hatte, eine Stelle, die übersetzt ungefähr so lauten würde:

»... Bernard konnte sich aber der Wiedergewinnung seiner – Empfindungslosigkeit nie wirklich sicher sein. Er hatte dafür eindruckliche Beispiele. Eines Abends, als er heim in sein

Hotel gehen wollte, kam er durch eine stille Wohnstraße, als ihn schnell ein schlanker, anmutiger Bursche von vielleicht siebzehn Jahren überholte. Der Junge war groß, hatte ein ovales Gesicht mit dunklen energischen Augen. Er sprach mit heller deutlicher Stimme, einer Waldvogelstimme, ein paar belanglose Abschiedsworte zu einem Begleiter, der sich in entgegengesetzter Richtung entfernte. Die Ähnlichkeit der Personen mag geringer gewesen sein, als Bernard es sich einbildete, das entscheidende Unheil geschah schnell und vollkommen. Ein psychisches Fluidum, das Sebastian zu entströmen schien, entflammte einem Blitz gleich Bernards Seele. Aller Friede dieses stillen Nachmittags, dieser Woche, diesen Monats war dahin! Und von neuem ward Bernards Herz quälend heimgesucht von alten Erinnerungen, alten Schmerzen. Das Messer begann wieder dort zu schneiden, wo die nicht verheilte Wunde in blutiger Grausamkeit schmerzte ... Ach, nichts hatte ihm seither Heilung bringen können! Nichts schien geeignet, ihn jemals zu heilen! Die Strafe für seinen mystischen Wahn, für das zweite Mal, dass diese Art Wahn sein Leben heimgesucht hatte, wütete noch immer grausam in ihm! Sie schien so gewaltig, dass er sie nicht ertragen konnte... »Dieser verfluchte Junge! ... Dieser verfluchte Junge!« – schrie er laut in seiner Wut und seinem Schmerz, immerzu wiederholte er die Worte. Doch allmählich wurde der Ton seiner Wiederholungen sanfter und immer sanfter, bis schließlich Bernards Stimme fast ganz versagte. Tränen standen in seinen Augen und die groben Worte waren keine Verfluchung mehr, sondern Zärtlichkeit – »Dieser verfluchte Junge! – Dieser verfluchte Junge!« ... «

Dayneford legte das kleine Buch zur Seite, dessen Botschaft ihn nun nicht mehr erreichte. Er blickte auf und sah sich langsam um. Man sollte es nicht glauben, dass hier ein Mann in aller Ruhe einen letzten Blick auf seinen Besitz warf, in all seiner reichen Üppigkeit und schlichten Eleganz. »Ja – es ist seltsam, sich *das* vorzustellen!« Dayneford murmelte dies und straffte seine breiten Schultern. Er legte den Brief an Freddy in den Postkorb, wo ihn morgen in aller Frühe die alte Elena finden würde. Daneben legte er eine Liramünze für die *raccomandata*, dann, ebenfalls mit größter Sorgfalt, einen Briefumschlag mit hundert Lira, damit Elena – *hinterher* – die dringendsten Ausgaben bestreiten könnte. Nachdem er noch ein Fenster geschlossen hatte, stellte er fest, dass es wirklich nichts mehr in seinem eigenen Haus für ihn zu tun gab, so gut war alles geordnet.

Er war bereit! Es schien seltsam, dass jemand wie er, so makellos, so stark, der der bewundernden Welt das Bild kraftvoller Männlichkeit und vollkommener Gesundheit bot, von keiner der gewöhnlichen Nöte geplagt – dass gerade einer wie er nur noch für wenige Augenblicke all diese gewöhnlichen kleinen Dinge tun sollte. Und alle, alle zum letzten Mal! Diese Endgültigkeit verlieh den Handlungen nicht eigentlich eine Würde. Zudem schien alles beliebig, die großen Dinge und die kleinen Dinge: nichts schien belangvoll! In diesen Momenten fühlte er sich vor allem so müde – so unaussprechlich müde! Sehnsucht nach dem Nichts und nach (oh gewiss, das war es!) rascher und unveränderlicher Ruhe!

Die Eingangshalle der Villa versank in violette und braune, schließlich schwarze Dämmerung, als Dayneford die Bibliothek verließ. Nur der Garten, den man hinter den Glastüren sehen konnte, lag noch im Sonnenlicht. »Ich aber gehe diesmal nicht ›in die Sonne!« sagte Dayneford zu sich selbst, als er an den Glastüren vorbeiging. »Ich gehe *aus der Sonne!* ... In den Schatten – ein für alle Mal!«

Er nahm seinen Hut, legte ihn wieder hin. Er würde keinen Hut brauchen ... Dann bemerkte er ein eng zusammengerolltes Paar Handschuhe in einem Winkel der Halle. Er hob die Handschuhe auf. Ja, es waren die gleichen, die Gino an diesem elenden Sonntag getragen hatte! – als er, Dayneford, herauszufinden versuchte, ob Gino ihn belogen hatte, ob er fähig war, ihn zu belügen! – ob er die Geschichte von den Handschuhen und wem sie wirklich gehörten, erfunden hatte – die Begründung für den langen Nachmittagsaufenthalt drüben in Neapel. Ach ja, solche Ereignisse fügten sich jetzt zu einer klaren und schalen Chronik! Alle Lügen und was sonst noch alles liefen darauf hinaus, dass Gino und Stephen Crome gestern mit der

Krishna in aller Ruhe in Richtung Colombo davon segelten ... Wenn er nicht solch ein blinder Dummkopf gewesen wäre: wie viele Wochen des Zweifels und der Leiden hätte er sich ersparen können! Wie viele der letzten Tage und Nächte waren erfüllt von Kämpfen auf Leben und Tod zwischen Leidenschaft und Einsicht, zwischen dem Feuer des Herzens und der Kälte der offensichtlichen Tatsachen! Mancherlei in diesem Kampf ähnelte einem Krieg zwischen »Nein, nein, ich will es *nicht* glauben!« und dem unabweisbaren »Ich muss es glauben!«

Dayneford bemerkte, wie Schweiß auf seine Stirn trat, während Erinnerungen und unangenehme Fragen anfangen ihn zu bedrängen, förmlich zu umklammern und zu ersticken; seine eisige innere Ruhe, die ihm sonst geholfen hatte, war dahin. Er rief wie König Lear: »O, that way madness lies!« – und schleuderte die Handschuhe endgültig in irgendeine dunkle Ecke, und mit ihnen die ganze Geschichte, deren Teil sie waren, soweit ihn das betraf. Als er dann die Hand wieder in seine Tasche steckte, bemerkte er das Rascheln eines zerknüllten Papiers. Er zog es hervor. Es war nicht gerade geeignet, jetzt, in dieser außerordentlichen Stimmung und Stunde, die Nerven zu beruhigen. Dennoch las Dayneford gefasst Ginos Depesche in entspannter Ruhe, vielleicht zum hundertsten Mal, seit sie vorgestern Abend eingetroffen war:

«Impossibile venire, molto occupato avanti partenza domenica. Inutile per tutti due. Preferisco vietare altre scene melodrammatiche e penose. Scriverò da Alessandria o Cairo. Saluti ottimi. – Gino.»

Wahrlich ein charakteristisches Telegramm! Außergewöhnlich charakteristisch sogar, denn Dayneford verstand heute Ginos zynische Falschheit, Ginos träge Ichbezogenheit, Ginos weibischen Hass auf jene kürzlich zwischen ihnen vorgekommenen »melodramatischen Szenen«, in denen Stolz, Verachtung und plötzliche Trübsal Daynefords Leiden einen grellen Ausdruck verlieh. Jetzt aber verzog Dayneford nur ein wenig den Mund, als seine Augen die unfreundlichen Zeilen überflogen. Einstmals hatten sie ihn stark bewegt. Er zerriss das Telegramm in winzige Teile, beseitigte sie sorgsam und ging dann hinaus in den Garten. Die Tür schloss er hinter sich ab. Er ging raschen Schritts die lange Promenade hinunter zu der geborstenen Mauer, zur Klippe und zu dem allen, was sich dahinter befand; jenseits dieser Welt der Trugbilder und Enttäuschungen für so viele, die so waren wie er! ...

Herbstrosen blühten noch in verschwenderischer Fülle im Garten. An der Wand des kleinen Gewächshauses war die rot-violette Bougainvillea eine prachtvolle Farbenmasse im orange-roten Abendlicht. Das Meer war wie ein Opal, der dort feurig aufflammte, wo die Sonne versank. »Mein letzter Sonnenuntergang auf Capri!« sagte Dayneford leise zu sich selbst. Er brach eine Rose (es war eine gelbe Rose, das liebliche Sinnbild der Eifersucht!) von dem Strauch, der nach Ginos Worten »etwas zu groß« sei, den er daraufhin derart rabiat beschnitt, dass er fast eingegangen wäre. Der Gino von heute früh war in Daynefords Gedächtnis zur Rose geworden – die ebenmäßige, knabenhafte barfüßige Gestalt, am Rosenstrauch entlanggleitend; jede Bewegung von italisch-hellenischer Anmut; die Schönheit seines lächelnden Gesichts unter dem dunklen Haar; sein Lachen, das silberhell im Garten widerhallte, als er mit dem alten Niccolo über Fragen des Gartenbaus disputierte. Doch als Dayneford sich der langen Südmauer an der Kaktushecke zuwandte, erinnerte er sich an einen nicht weniger schönen Gino, zu einer Stunde, als diese düstere *andere* Seite in Ginos Natur – die wahre Seite, wie es jetzt schien – ihn so sehr bestürzt und erschreckt hatte; jener sonnige Mittag, als er Gino dabei ertappte, wie er träge und halb nackt ausgestreckt auf der Mauer lag und die große, grüne Eidechse langsam Zentimeter für Zentimeter in dünne Scheiben schnitt; sie lebte noch und wand sich im Todeskampf unter Ginos scharfem Taschenmesser! Das halb neugierige, halb wollüstige Lächeln des Jungen, als er das elende, blutende kleine Tier mit offensichtlicher Freude – nein, es war noch viel mehr als nur Freude! – tranchierte, sollte man bei einem so jungen und schönen menschlichen Wesen wie Gino eher beim Rosenpflücken erwarten. Dayneford hatte nun jedoch keine poetischen Illusionen mehr über Ginos Mitleid mit der leidenden Kreatur, ganz egal, ob sie lebt, im Sterben liegt oder schon tot ist! Zugleich

kamen ihm wieder jene verächtlichen Äußerungen von Karl Collingwood in den Sinn, die eines Morgens genau an jener Stelle im Rosengarten gefallen waren, als sie die Nachricht vom Selbstmord Maurice Vayres in Spezia erreichte: »Wir sind tatsächlich eine abartige Verein, jedenfalls die meisten von uns, glaube ich. Im allgemeinen ist es unser Los, unglücklich zu sein, immer und überall... Ich nehme an, ich weiß nicht weniger als die meisten von uns über die so genannte herzerreißende Seite all dieser Dinge. Dass aber sogar so ein verdammte unglücklicher Narr wie dieser Vayre sich *deshalb* umbringt! Das ist etwas zu – etwas zu – sagen wir: etwas zu hellenisch! ... Ich muss sagen, es ist für meinen Geschmack zu sehr die klassische Masche! ... Aber Vayre war schon ziemlich verrückt, glaubt ihr nicht auch?«

Dayneford erinnerte sich, dass er damals dem verächtlichen Bekenntnis Collingwoods zur Treulosigkeit zugestimmt hatte. Was er gesagt hatte, hatte er nun einmal gesagt. Er war natürlich nicht in der Lage gewesen, Stephen Cromes Eintreffen in Neapel vorauszusehen, die *Krishna*, die vor der Immacolatella ankerte, den Leichtsinn, den es bedeutete, Crome mit Gino in der Nautico bekannt zu machen; und seither die lügenhafte, quälende und qualvolle Geschichte. »... Dass ein Mann ein so elender Narr sein sollte, sich *deshalb* zu töten! ...« Nun gut, er, Dayneford muss wohl auch einer von diesen »elenden Narren« sein? Oder wahn-sinnig? Oder vielleicht beides? Die Zeit war gewiss reif für Daynefords Selbsterkenntnis! Oder besser: es war zu spät für solche unbequeme Einsicht!

Er sprang über die Mauer, ohne auch nur einen Blick auf sein Haus, seinen Garten zu werfen. Er überquerte den kleinen Streifen zerklüfteten Boden, der bald in einen steil abfallenden Pfad überging, bis hinunter zum mächtigen Klippenrand. Als er das Ende des Pfades erreicht hatte, ließ er sich auf dem langen Steinsitz unterhalb der alten Statue nieder. Die Statue war heute Abend in diesem magischen Licht von einem rosigen Gelb. Dayneford blickte sie an mit letzter und ruhiger Bewunderung. In diesem überirdisch strahlenden Glanz war die Statue tatsächlich so wunderbar wie Gino, wenn auch nur ein dummer Zufall diesen Eindruck bewirkte, denn gewiss hatte sie ein unbekannter Bildhauer nicht später als in der Hadrianischen Epoche gemeißelt. Und doch, gütiger Gott, diese Ähnlichkeit! Das war Ginos Lächeln – dieses Lächeln von Leonardo da Vincis »Madonna delle Rocche« oder von Luinis »Jungfrau im Rosenhag«. Karl Collingwood hatte einst, in einem »sentimentalen« Augenblick auf die Ähnlichkeit hingewiesen; was Karl »sentimental« nannte, war für ihn gewissermaßen nicht bloß das Lästern über etwas, das ihm wohl vertraut war; es war mehr als das, es umschloss die Erfahrung eines abgründigen Unglücklichseins.

Die Statue wirkte heute Abend wunderbar lebendig gegen den Hintergrund aus Felsen und Lorbeer, Myrten und anderem wuchernden Grün. Der tote Marchese Spinalba war glücklich, als er einen solchen Schatz gefunden hatte. Mit bewundernswerter Sicherheit hatte er den Ort gewählt, wo die Statue aufgestellt werden musste. Die marmornen Augen des Jünglings schienen in lydischer Heiterkeit über Meer, Sonnenuntergang und die fürchterlichen Abgründe der Felsen zu schweifen, die den Eindruck erweckten, als würden sie in die Tiefe stürzen. Man konnte glauben, sein Blick würde die ganze Welt des Lebendigen verschlingen – der Liebe – des Todes. »Des Todes!« dachte Dayneford, fast als wollte er die Statue, zu deren Füßen er saß, ansprechen, »Manche Männer entscheiden sich dafür, sich selbst zu töten – *deshalb*! Um jener schrecklichen anderen Illusion willen, jenes überaus bestürzende Chaos der Gefühle, jene Verneinung unseres sichtbaren Ich, um unserer unheilbaren Überworfenheit mit der ganzen Welt willen, die uns umgibt! Wenn einer fast närrisch ist – oder wahn-sinnig ... «

Ich weiß nicht, wie lange Dayneford zu Füßen der Statue gesessen hatte. Es müssen zwei Stunden oder mehr gewesen sein. Endlich erhob er sich unvermittelt, weniger aus seiner Träumerei als aus der Erstarrung einer unergründlichen geistigen Erschöpfung. Die Statue war nicht mehr gelb. Sie zeichnete sich in fahlem Weiß gegen die inzwischen tiefe Dämmerung ab. Die Sonne war nahezu völlig untergegangen. Wolken und Dunkelheit waren über der See von Westen heraufgezogen. Ein einziger horizontaler Streifen von mattem ockerfarbenen

Nachglühen bezeichnete die Stelle, an der die ganze Pracht der abendlichen Welt versunken war. Der Abend war schon dunstig, kühl und still. Eine Eule huschte an der Statue und an Dayneford vorbei. Hinter der Sitzbank erstreckten sich, nur halb zu sehen, die letzten Meter des schrecklichen kleinen Pfades, steil und glatt, dessen äußerstes Ende fast unmittelbar den Rand der Klippe bezeichnete. Hinter dieser Schwelle des Todes (für jedes lebendige Wesen ohne Flügel) öffnete sich ein Schlund unermesslicher, braun-blauer Leere, ein sichtbarer, fühlbarer Raum, der mit seiner grässlichen Endgültigkeit sogar die Gedanken vor Angst und Schrecken lähmte. Angst und Schrecken jedoch nur für den, der nicht dafür bestimmt war.

Ja doch! ... Man müsste nur so schnell wie möglich laufen, und immer weiter laufen, einfach den Pfad hinunter, gerade so, als würde man mit Gino irgendein Spiel auf dem Rosenweg des Gartens spielen! Überhaupt nicht auf sich selbst achtend – was sowieso nach dem ersten Anlauf schwierig sein dürfte ... wie einfach es sein würde! Mochte dies anderen schwer erscheinen? Für ihn war es leicht! ... Das dunkle Ende einer solchen Abendstunde und einer solchen Wirnis entsprach recht gut der Thematik von Glaubenszweifel und ihrer Zurückweisung in Daudets »L'Arlesienne«. – »Sage jetzt, wenn du es wagst, dass niemand sich um der Liebe willen tötet! ...« War es dieses Umherschweifens seiner Gedanken, das Dayneford ein Gefühl von Klarheit und Ruhe gab? Oder spielte jemand, vielleicht ein überirdisches Orchester irgendwo leise und mit der ganzen verzweifelten Schwermut, die jeden seiner Takte erfüllt, das Adagietto in Bizets Musik zu dem Drama, das von dem glücklosen Frédéric und seinem erloschenen Lebenswillen handelt? Immer wieder schien es Dayneford, als höre er jenes Adagietto mit seiner unendlichen Traurigkeit – Entsagung – Wehklage!

Wie auch immer, die Zeit war gekommen, »es zu tun«, der Moment war da, um das anzunehmen und zu Ende zu bringen, was Gino über ihn gebracht hatte – Wahnsinn? – oder bloß noch ein »verdammte unglücklicher Narr«, der sich bei voller geistiger Gesundheit entschlossen hatte »sich selbst wegen *so etwas* zu töten ...«?

Wegen *so etwas*! ... Was war dies am Ende für eine dumme, blinde, geistlose Welt, eine Welt voller ignoranter, leichtgläubiger Männer und Frauen – und so wird sie immer bleiben! Eine Welt voller Dumpfheit, auch wenn sie sich noch so sehr um ein Dasein in Klarheit bemüht! Und alle diese Leute, die nicht einmal ahnen, *warum* dieser und jener sein Leben beginnt und beendet, um den vorausbestimmten einzigen Zweck zu erfüllen, die Tragödie eines solchen Todes zu vollziehen! Ach, wie viele Geschichten kannte er, der er nur einer von vielen war! ... Da war doch Billy Gilderoy – Gilderoy war noch jung und konnte doch schon glänzende berufliche Erfolge vorweisen – Gilderoy war reich, männlich, sah gut aus, wurde bewundert und geliebt von zahllosen guten Freunden, beneidet von den Männern wegen seiner grenzenlosen Beliebtheit bei den Frauen; er war Held so vieler *raccontari*, dass er im Ruf einer Art Crichton-Don Juan stand. In einem kleinen Hotel in Paris kam alles zu einem Ende, als ihn eine Pistolenkugel ins Herz traf – »ein absolut unerklärlicher Selbstmord« ... Da war Harry Alvanley, ein tapferer junger Soldat, galanter Gentleman, Liebling der vornehmsten Salons der Stadt, verlobt mit einem so hübschen wie charmanten Mädels, wie es in London oder jedem anderen Ort auf ihn zum Heiraten gewartet hätte. In der Woche vor der Hochzeit beging Alvanley seinen »mysteriösen« Selbstmord in seiner eigenen behaglichen Wohnung in Berks; dort hatten sie ihn tot aufgefunden neben einem großen Haufen verbrannter Papiere, die keine Geschichten mehr erzählen konnten. Dann war da Trayford, der Bankier, der nette, geschäftige Trayford, dieser gescheite, scharfsinnige, erfolgreiche Fürst der Geldleute. Mit einem Mal schien es ihm täglich schlechter zu gehen, wohl mehr eine Nervensache, einfach weniger interessiert an jedwedem Gesellschaftsleben; schließlich fand man Trayford in jener Sonntagnacht in seinem kleinen Fotoatelier; das Zyanid hatte er freiwillig geschluckt aus *diesem* Grund. Das stand in einem Brief an Dayneford – dem einzigen Brief, den Trayford hinterlassen hatte. Jeder außer Dayneford und zwei oder drei anderen Männern hatte die üblichen Aufschreie des Entsetzens von sich gegeben über ein »so vollkommen unfassbares

Ereignis« – »ganz offensichtlich ein plötzlicher Anfall neurasthenischer Geistesstörung« – und so weiter! Und was geschah mit Ayre-Oram? Ayre-Oram, der bedeutende Wasserbauingenieur, der Mann, der zu Recht als »beste mathematische Begabung seiner Profession« angesehen wurde – was war Ayre-Oram widerfahren? Dayneford und einige andere hätten einiges Licht in die Sache mit Ayre-Orams Verschwinden während des vergangenen Winters in den USA bringen können, desgleichen in den Mord, der sich vor Ayre-Orams Selbsttötung ereignete. Obwohl viele Männer und Frauen diese Geschichte heftigst bezweifeln würden, weil sie glaubten, »fast alles« über die Tragödie zu wissen und Ayre-Oram so genau gekannt zu haben wie sich selbst ... Ach, wie dumm ist doch die Große Welt, wie dumm! Womöglich war es auch von Vorteil, dass die Welt im allgemeinen so dumm war, immer auf der falschen Spur mit ihren Erklärungen und ihrem Mitgefühl. Oberflächliches nahm man wahr, aber das Geheimnis dieser ungeheuren, vielfarbigen und grenzenlosen Freimaurerei eines mystischen Geschlechts – des Mittelgeschlechts – blieb um so sicherer im Verborgenen, *in saecula saeculorum – amen!*

Dayneford erhob sich. Er zitterte nicht, ihm war nicht kalt, er fürchtete sich nicht, es gab nichts, das ihn beunruhigte. Sein verwirrter und erschöpfter Geist war nur noch bewegt von den Erinnerungen an Gino; das leidenschaftliche Gefühl, seinen Idealismus vergeudet zu haben, das menschliche Herz misshandelt und zerbrochen, der endgültige und komplette Schiffbruch, den er, Laurence Dayneford, mit seinem schönen und den Einsatz werten, nun aber so schrecklichen Leben erlitten hat ... Oh, was für ein Jammer ist dies alles! Wenn es doch niemals gewesen wäre! ... Dieses vergebliche Aufbegehren gegen das Schicksal ergriff einen Augenblick lang Daynefords traurige Seele ... Auch das ging vorbei, es blieb ihm nur noch die Sehnsucht von hier wegzukommen, für immer, irgendwohin oder nirgendwohin, dann würde sein Empfindungsvermögen aufhören, ihm diese Leiden zu bereiten!

Dayneford wandte sich wieder der Statue zu, die im violetten Zwielflicht schimmerte. Er pflückte einen Myrtenzweig – diese Blume, die Gino mochte. Er lehnte sich an die Statue und presste seine pochende Stirn an den Marmor.

»Gute Nacht – Lebewohl!« murmelte er, aber das galt nicht der Statue. »Buona notte, buona notte! – Addio, addio! ... Für eine kurze Zeit brachtest du mich ins Sonnenlicht! Ich gehe nun daraus fort, und weg von hier und von dir für immer ... Lebewohl!«

Er zog seine Jacke und seine Weste aus und legte beides am Fuß der Statue nieder. Es war eine eher unbewusste symbolische Geste. Als er die Kleidungsstücke fallen ließ, erinnerte er sich dunkel an einen häufigen gebrauchten Ausspruch Gilderoy's, dass nämlich etwas Mystisches von unserem Selbst unweigerlich auf die Kleider oder Gegenstände übergeht, die wir gewöhnlich tragen. Wenn dem so ist, dann würde wenigstens ein schwacher Abglanz seiner selbst an dem haften bleiben, was vor ihm schimmerte, so als wäre es Ginos Bild! ... Wer könnte das Gegenteil beweisen?

Dayneford richtete sich auf mit einer ruhigen, männlichen Bewegung. Dann begann er immer schneller und beschwingter den steilen weißen Pfad hinunterzulaufen, geradewegs an den Rand der Klippe ... Er zögerte nicht, als er der äußersten Kante näher kam. Ganz im Gegenteil sprang er die letzten Schritte vor der Grenze des Lebens kraftvoll, ohne einen Schrei oder andere Geräusche hinaus. Sein Körper beschrieb den weiten Bogen eines in die Tiefe tauchenden Turmspringers. Hinaus, hinaus und hinab – in die Nacht und den Abgrund.

Aus dem amerikanischen Englisch übersetzt von Manfred Herzer, Wulfhard Stahl und Marita Keilson-Lauritz.

»The very rubbish of humanity!« – Prime-Stevenson und der schwulen Kitsch in der Literatur am Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts

Warum Dayneford, der traurige Held der Kurzgeschichte *Out Of The Sun*, von der Klippe in den Tod springt, ist eigentlich nicht recht zu verstehen. Wir erfahren nur, dass ihn einige Tage vorher sein italienischer Geliebter Gino verlassen hatte und sich mit einem Stephen Crome, der anscheinend noch wohlhabender und noch männlicher ist als Dayneford, auf einer Segelyacht in Richtung Colombo auf und davon gemacht hat. Besonders ärgerlich ist für Dayneford, dass er selbst es war, der die beiden, Stephen und Gino, miteinander bekannt gemacht hat. Rückblickend hält er das für Leichtsinn und empfindet seine Lage als ähnlich tragisch wie die des alten, sich von niemandem geliebt wahnenden King Lear. Die neben der Tragik darin enthaltene Komik ist offensichtlich unfreiwillig: Jemand bringt sich um, weil ihn sein Geliebter mit einem anderen betrügt, den ihm der Betrogene arglos und »leichtsinnig« selbst zugeführt hatte.

Man könnte gegen diese Auslegung einwenden, dass Prime-Stevenson nirgendwo ausdrücklich sagt, der Ärger über die Treulosigkeit des Geliebten sei das Selbstmordmotiv; die Frage nach dem Motiv ist in der Geschichte wohl eher nebensächlich. Es soll vor allem ein möglichst präzises Protokoll der letzten Stunde vor dem Sprung von der Klippe und zugleich eine Art Miniaturgemälde sein, das eine urnische Seele in einer Extremsituation porträtiert. Indem die Vorgeschichte der Tat allein in den Erinnerungs-

bruchstücken, einer Art innerem Monolog des unglücklichen Dayneford, angedeutet, letztlich aber nicht erzählt wird, erscheinen die geschilderten Vorgänge verrätselt und in eine seltsame Dunkelheit getaucht. Vielleicht soll der Leser etwas von der Dummheit der Großen Welt in sich selbst erahnen, der Großen Welt, die doch stets, wenn es um schwule Selbstmörder geht, nur »Oberflächliches« wahrnimmt, nie aber das »Geheimnis« errät.

Dieses Geheimnis wird auch hier nicht enthüllt. Nur so viel verrät Prime-Stevenson, dass es dieses schwule Geheimnis, »das Geheimnis eines mystischen Geschlechts«, gibt und das es auf ewig »im Verborgenen« bleibt, »in saecula saeculorum – amen!« Man könnte hier an jene Stelle in Klaus Manns Autobiografie denken, wo er an die Legende vom Selbstmord des russischen Komponisten Tschaiowsky die allgemeine Reflexion über »die besondere Form von Liebe, die sein Schicksal war« und einer Neigung zum Selbstmord anschließt: »Man huldigt nicht diesem Eros, ohne zum Fremden zu werden in unserer Gesellschaft, wie sie nun einmal ist; man verschreibt sich nicht dieser Liebe, ohne eine tödliche Wunde davonzutragen. »Wer die Schönheit angeschaut mit Augen – ist dem Tode schon anheimgegeben...« (Platen wußte es;« (Mann 1974, S. 436) Dass Prime-Stevenson's Konstruktion eines dunklen Geheimnisses hinter dem schwulen Selbstmord eher missglückt ist und der Eindruck der ungewoll-

ten Komik am Ende doch die Erschütterung abschwächt, die die kalte und sachliche Beschreibung der Todesstunde hervorrufen sollte, verdeutlicht der im Text selbst angedeutete Vergleich mit *L'Arlesienne* von Alphonse Daudet. Die Geschichtensammlung *Lettres de mon moulin*, durch die der französische Dichter Daudet seit 1869 Weltruhm erlangte, enthält auch den sehr kurzen Text *L'Arlesienne*, das Mädchen aus Arles. 1872 hat Daudet die kleine Geschichte zu einem wenig erfolgreichen Theaterstück gleichen Titels verarbeitet. Die Bühnenmusik mit dem von Prime-Stevenson erwähnten Adagietto, die Georges Bizet dazu komponierte, ist im Gegensatz zum Stück noch heute populär.

Zwar ist in *L'Arlesienne* der Suizid ähnlich fragwürdig motiviert wie in *Out Of The Sun*, – Jan, der im Stück Frédéric heißt, springt in den Tod, weil er das Mädchen, das er liebt, zugleich auch verachtet, und weil er zu stolz ist, um sich darüber auszusprechen, – es gelingt Daudet jedoch, durch eine extreme Verdichtung und Verknappung des Berichts dem Leser ein Gefühl zu vermitteln, als könne er an der drängenden Schwermut des Selbstmörders teilhaben und seinen Schmerz und seine Ausweglosigkeit verstehen. Die Psychologie des Helden erscheint fast so intensiv und unheimlich wie die mancher Gestalten von Georg Büchner, etwa *Lenz* oder *Woyzeck*.

Unser Laurence Dayneford jedoch, der, wie die Fußnote zu

die in ihrer widerspruchsfreien Schlichtheit und charakterlichen Makellosigkeit sogar in der außerordentlichen Situation unmittelbar vor der Selbsttötung kaum das Interesse oder gar das Mitgefühl der Leser zu wecken vermag. Dayneford ist so eindimensional gut, dass er damals wohl als »edel« bezeichnet worden wäre. Er hat diesbezüglich eine gewisse Ähnlichkeit mit manchen Romanhelden die Karl May erfunden hatte. Er benimmt sich vorbildlich gegenüber seinen Freunden und auch zum Dienstpersonal, zur alten Elena, ist er sehr korrekt. Nicht unwichtig ist auch sein Äußeres, er sieht sehr gut aus und wird wegen seiner breiten Schultern und seiner kraftvollen Männlichkeit allseits bewundert.

Dass er körperlich vollkommen gesund ist, relativ wohlhabend, und dass die damals klassischen Selbstmordmotive schwuler Männer – Erpressung auf sexueller Grundlage, Konflikte mit der verständnislosen Familie oder dem Strafrecht – offensichtlich entfallen, dient wohl bloß als Hintergrund, vor dem das Geheimnisvolle und Unfassbare von Dayneford Tat um so unheimlicher erscheinen soll, aber doch nur läppisch wirkt.

Die Aufzählung von Einrichtungsgegenständen, Büchern und Kunstreproduktionen in Daynefords Wohnung sollen vermutlich irgendetwas über Seele und Charakter des Bewohners mitteilen: das Interieur einer Wohnung soll das Innenleben des Bewohners spiegeln. Von der Wandfarbe und den Kunstreproduktionen an den Wänden bis zu den Möbeln, dem Nippes und den Büchern sollen wohl alle Dinge beweisen, dass der Bewohner ein ganz außergewöhnlicher Mensch ist, ein Edelurning oder

superviriler Männerheld oder dergleichen, keinesfalls nur eine besser verdienende Tunte, die gern Klavier spielt, in die Oper und ins Museum geht und die Schöne Literatur liebt. An Etikettierungen für Schwule, die etwas ganz Besonderes und irgendwie besser als der Rest sein sollten, gab es damals keinen Mangel. Offensichtlich handelte es sich bei diesen Namensgebungen um so etwas wie Kompensation für die als Stigma und Makel empfundene eigene Homosexualität.

Zu den meisten Sachen, die er in *Out Of The Sun* aufzählt, hat Prime-Stevenson zuvor in *The Intersexes* erklärt, warum sie für die Schwulen und ihre Freizeitgestaltung und Wohnungseinrichtung bedeutsam sein sollen. Zum Beispiel erfährt man über die beiden Opern *Parsifal* und *Die Königin von Saba*, deren Partituren auf Daynefords Klavier liegen, dass Wagners *Parsifal* »a covertly homosexual subject« behandle, dass Wagner »himself a homosexual nature« sei und dass Goldmarks *Königin von Saba* »is often called ›the homosexual opera‹«. (Mayne, Reprint 1975, S. 322, 396 & 398) Die Behauptungen zu Wagner und *Parsifal* werden nicht begründet, zumal die Homosexualität im *Parsifal* nur »covertly« sein soll und dort wohl nur von sehr edlen und sensitiven Urningen nachempfunden werden kann – und von solchen, die mit einschlägigen Klatschgeschichten vertraut sind. Zuerst hat wohl Oskar Panizza 1895 behauptet, *Parsifal* sei »die homosexuale Oper« und Wagner sei »homosexual (rein geistig gesprochen)« gewesen. (Panizza 1895). Offensichtlich nicht nur hier unternimmt es Prime-Stevenson, die hübschesten Lese Früchte aus der damaligen Schwulenliteratur in seine

dichterischen Versuche einzubauen, wobei ihn mehr der Unterhaltungswert als der Wahrheitsgehalt der verwendeten Details interessierte. In der *Königin von Saba*, einer zur Jahrhundertwende weltweit populären Oper, spürt Prime-Stevenson einen deutschen »Hauch of homosexuality«, den er mit der damals allseits bekannten Homosexualität des Königin-von-Saba-Librettisten Salomo Mosenthal erklären möchte. Noch hauchiger ist anscheinend der »homosexuality« in Beethovens letzter Klaviersonate Opus 111, die auf Daynefords Klavier durch einen smaragdgrünen Seidenstreifen markiert ist: In *The Intersexes* (S.396) wird erzählt, dass die Sonate Opus 111 »among German and Austrian Uranians« als »The Uranian Sonata« gilt, und zwar wegen »some legendary ›in-reading‹ of the work«. Mehr wird leider nicht verraten.¹

¹ Derartige Spekulationen über Musik und Urningtum waren keineswegs eine Privatmarotte Prime-Stevensons. Sie erfreuten sich in damaligen Tuntenskreisen einer gewissen Beliebtheit. Selbst Hirschfeld glaubte daran und schrieb 1914 in seiner *Homosexualität des Mannes und des Weibes*: »Die seelische Konstitution des Homosexuellen macht es begreiflich, daß er für musikalische Wirkungen äußerst reizbar ist, daß seine Phantasie und Sinne lebhaft darauf reagieren und er leicht unter ihrem Banne steht [...] Es ist deshalb naturgemäß die romantische, farbigere, sinnlichere Musik, die moderne Musik mit ›literarischem‹ Einschlag die den Homosexuellen anzieht, während ihm die klassische und ältere, mehr Geistesmitarbeit verlangende gleichgültiger ist. Der Homosexuelle liebt die Stilvermischung, er liebt nicht rein lyrische oder dramatische Musik, Lieder oder Symphonien, sondern die ›Programm-musik‹, bei der die Aufeinanderfolge der musikalischen Gebilde durch deutlich festgelegte Bilder, Ideen, durch einen Text bestimmt wird, mehr noch: er liebt – die Oper« (S. 510). – Sehr ulkig ist auch die Verbindung von *Parsifal* und Kinematographie: »Unter

Die Aufzählung der Kunstreproduktionen in Daynefords schönem Heim soll vermutlich nicht so sehr Schwulenästhetik signalisieren, sondern den Willen zur Modernität ausdrücken, obwohl die Rembrandt- und Japonismus-Mode um 1910 schon nicht mehr ganz der neueste Chic waren. Dies gilt auch für die halbverhüllten Jünglinge wie Sebastian und Johannes aus der Renaissance und die vollständig bekleideten Madonnen aus der gleichen Epoche sowie für den ganz nackten Hermes und Narziss, die alle ein bisschen den Mief bürgerlicher Salons des späten neunzehnten Jahrhunderts verströmen.

Bei der Aufzählung der Bücher scheinen unter den fehlenden Autoren Oscar Wilde und Magnus Hirschfeld am auffälligsten, während drei Bücher von Prime-Stevenson, eines sogar mit längerem Selbstzitat² die Titelliste abschließen. Es ist unwahrscheinlich, dass bei dieser Selbstreferenz so etwas wie Ironie hereinspielt – es riecht eher nach einem Selbstbeweihräucherungsversuch.



den internationalen Bühnenstädten ist während der Festspielzeit vor allem Bayreuth ein sehr beliebter Sammelplatz von Uraniern aus aller Herren Länder, die teils allein, teils mit ihren Freunden dorthin kommen. Besonders soll auf sie die ›Männeroper‹ Parsifal eine große Wirkung und Anziehungskraft ausgeübt haben. Von vielen homosexuellen Paaren, und zwar nicht nur aus niederen Volksklassen, werden in neuer Zeit die Kinematographentheater bevorzugt, und zwar nicht nur zum Zwecke gemeinsamer Unterhaltung, sondern auch um im Dunkeln wechselseitige Kontakte vorzunehmen« (S. 689).

² Ob der dritte Titel *Sebastian au plus bel age* real existierte oder ob es nur eine Fiktion ist, scheint bei Prime-Stevenson-Kennern umstritten (vgl. Féray & Biffi 2001)

Out Of The Sun wird hier erstmals in deutscher Sprache vorgelegt. Die Geschichte ist dem 1913 in Florenz erschienenen Sammelband *Her Enemy, Some Friends and Other Personages: Stories and Studies: Mostly of Human Hearts* entnommen. Edward Irenaeus Prime-Stevenson, der Autor, war ein wohlhabender Amerikaner, der seit 1902 in Europa, meist in Italien oder in der Schweiz von seinem Vermögen lebte, vermutlich weil er hier günstigere Bedingungen für sein Geschlechtsleben fand als in seiner amerikanischen Heimat (Féray & Biffi 2001, S. 51).

Zwischen 1906 und 1910 – eine exaktere Datierung ist nicht möglich – hatte Prime-Stevenson zwei seiner Bücher als Privatdrucke unter dem Pseudonym Xavier Mayne herausgegeben, einen, wie Bertz schreibt, »stark persönlich gefärbten Liebesroman zweier Uranier«, *Imre: a Memorandum*, und das 650 Seiten starke Werk *The Intersexes*, das laut Bertz als »populäre Aufklärungsschrift über das Wesen des Uranismus« gemeint war (Bertz 1911, S. 78). Einige Jahre später, 1913, scheint er genügend Mut gesammelt zu haben, um sich von seinem Tarnnamen zu verabschieden; die Sammlung *Her Enemy* ließ er unter seinem wirklichen Namen drucken, obwohl die meisten Geschichten darin die human hearts von Urningen betreffen. Dieser Mut hielt sich jedoch in Grenzen, denn schon in *The Intersexes* hatte er seine Leser heftigst vor dem Irrglauben gewarnt, dass ein Autor selbst schwul sei, nur weil er Geschichten oder Gedichte über »intersexual love« und »homo-

sexuality« verfasst hat.³ Dieses Bedürfnis, ein Bekenntnis zur eigenen »intersexual love« um nahezu jeden Preis zu vermeiden, war seinerzeit unter schwulen Autoren normal. Verbreitet war die Überzeugung, man würde die Glaubwürdigkeit verlieren, wenn man *pro domo* schreibt. Und Prime-Stevenson wollte glaubwürdig sein, wenn er dem Publikum seine selbstkonstruierte Schwulen-Ideologie nahezu bringen versuchte. Vermutlich hängen die Schwächen von *Out Of The Sun* damit zusammen, dass die Geschichte eine bloße Illustration für die Ansichten seines Autors über die *Intersexes* sein sollte, ein Propagandamittel, ähnlich den christlichen Erbauungsgeschichten zur Kräftigung des Glauben und Zerstreuung der Zweifel. Prime-Stevensons Ansichten waren nicht nur verworrener und simpler als die damals gängigen der Blüher, Friedländer, Hirschfeld, zugleich borgte sie sich Bruchstücke aus den Schriften dieser Autoren und mixte sie zu einem schrillen Sittengemälde von schwulen Über- und Untermenschen. In *Imre: a Memorandum* wird das als eine Art Predigt vorgetragen, die er in *The Intersexes* wörtlich übernimmt:

»Repräsentieren wir nicht den außergewöhnlichen Mann, seine höchste Möglichkeit, den Gipfel der Männlichkeit? Stellen wir nicht den Aristokraten first class dar, den Übermensch?« fragt der Prediger in *Imre* mit koketter Rhetorik und

³ »Those who enter into the study of uranism in literature and in the arts [...] must be solicitous in guarding against the idea (and not less so against the statement) that because such or such an author deals with intersexual love in a story, poem, or what else, the author himself is uranian.« (Mayne, Reprint 1975, S. 369)

lässt keinen Zweifel zu, dass »wir« tatsächlich solche Übermenschen sind. (Mayne, Neuausg. 1997, S. 80)⁴ Leider sind nicht alle so wie »wir«, der Prediger kennt auch die anderen Tunten, den »wahren Abschaum«, an dem er kein gutes Haar lässt: Er hält es für eine »traurige Tatsache, [...] daß es zwei Klassen von Homosexuellen gibt. Die eine besteht aus hochedlen Naturen [...] die andere aber aus zahllosen unedlen, niedrigen, schlechten Subjekten mit erbärmlichen Instinkten und trostlosen Körpern, dem wahren Abschaum und Auswurf des Menschengeschlechts [...] O diese vollständig entarteten, schädlichen, schlaffen, fetten, weibischen Wesen, pervers und unvollkommen in moralischer und körperlicher Beziehung!« (Mayne, Neuausg. 1997, S. 81).⁵

Dayneford, der Held von *Out Of The Sun*, soll nun offenbar ein Musterexemplar des Homosexuellen aus Klasse 1 vorstellen. Seine Tragik und Schmach, die er nicht verwinden konnte, lag demnach in dem Irrtum, dass er seinen Gino für seinesgleichen hielt, dass er sich von Ginos erstklassigem Äußeren über dessen wahre Natur täuschen ließ: Gino war nur einer aus Klasse 2: »the very rubbish of humanity«.

So überrascht es nicht, dass eine solche Ideologie, die einer Dichtung als programmatische Grundlage dient, diese nur ver-

derben kann. Ein dichterischer Beweis, dass es den schwulen Übermenschen wirklich gibt und dass er am schwulen Abschaum der Menschheit tragisch scheitern muss, kann wohl kaum anderes als schwulen Kitsch der sauren Sorte zeitigen.⁶

Schließlich noch einige Bemerkungen zu Büchern zweier US-

⁴ In dieser etwas längeren Fußnote möchte ich auf eine Parallele hinweisen, die ich zufällig entdeckte: Der deutsche Schriftsteller Richard Voß (1851-1918), der anscheinend genauso schwul war wie Prime-Stevenson, veröffentlichte im Jahre 1888 eine Erzählung »Der Sohn der Marchesa«, die nach dem gleichen Muster funktioniert wie »Out of the Sun«. Eifersucht und verschmähte Liebe sollen auch hier den Selbstmord motivieren. Die sexuelle Orientierung ist jedoch nicht schwul, sondern heterosexuell und inzestuös: Gino, der Sohn der Marchesa, ist ein »herrlicher Knabe« von zwölf Jahren, ein »prachtvoller Junge«, der »seine leidenschaftliche Zärtlichkeit für seine hübsche, jugendliche Mutter« selbst vor Fremden nicht zügelte. Ginos Vater war drei Jahre zuvor gestorben, und die Witwe trauerte mit ihrem Kinde noch immer um den Verlust. Als Ginos Nebenbuhler finden wir den »jungen, sehr hübschen und sehr eleganten Herrn« namens Antonio C..., der nicht nur der Advocat der Marchesa ist, sondern auch ihr heimlicher Geliebter. Gino hatte das erraten und hasste Herrn Antonio seitdem mit der gleichen Heftigkeit, mit der er seine Mama liebte. Einmal sah er zufällig, wie seine Mutter im Garten der Villa »den jungen Mann mit beiden Armen umfing, wie jener Mensch seine Mutter küßte«, woraufhin Gino einen gellenden, furchtbaren Schrei ausstieß und ins Haus stürzte. Dann fand man ihn »in seinem Blute schwimmend, mit zerschmetterten Gliedern«: er hatte sich von der Terrasse des Hauses in die Tiefe gestürzt.

Vermutlich lassen sich noch weitere literarische Beispiele für dieses Schema – Selbstmord wegen Untreue des Partners – finden, obwohl die andere Variante – Tötung des untreuen Intimparters und des Rivalen – häufiger sein dürfte, z.B. in *Carmen* ersticht Don José seine treulose Geliebte, statt sich selbst umzubringen.

amerikanischer Autoren aus jüngster Zeit, die längere Ausführungen zu Prime-Stevenson enthalten (Gifford 1995, Livesey 1997): Beide Autoren interessieren sich vor allem für die psychologische Romanze *Imre*, weil Prime-Stevenson mit diesem Werk als »the author of the United States' first gay novel« (Livesey, S. 93) gilt, als »the mysterious father of American homophile literature« (Gifford, S. 107; nach Garde). Für Prime-Stevensons sonderbare Schwulenideologie von den zwei Klassen, den hochedlen Naturen und dem Abschaum des Menschengeschlechts interessieren sich Gifford und Livesey erstaunlicherweise überhaupt nicht. Eine kritische Haltung liegt ihnen fern, lediglich Livesey scheint zu rügen, dass Prime-Stevensons Einteilungsschema der Sexualitäten sich auf Biologie bezieht: »Prime-Stevenson's system is a biologically essentialist one« (S. 79). Dass im übrigen Liveseys und Giffords Kommentierungen zu Prime-Stevenson so vollkommen apologetisch ausfallen, hat anscheinend mit dem dringenden Anliegen der beiden zu tun, eine Sache zu befördern und zu propagieren, die sie als »homosexual identity«, »homosexual group consciousness« oder »searches for personal and social identity« und ähnlich bezeichnen. Warum ihnen das so wichtig ist und wozu so ein Ding wie eine »identity« nützlich sein könnte, erklären sie nicht. Es scheint mit der Schwulenemanzipation, mit Gay Liberation zu tun zu haben und sich für amerikanische »Gays« von selbst zu verstehen. Gifford deutet daher auch an, dass US-Amerikaner schon immer Probleme mit der Frage: Wer bin ich? gehabt haben sollten: »The great American Quest

⁴ »Are we not the extreme of the male? Its supreme phase, its outermost phalanx? – its climax of the aristocratic, the All-Man?« (The Intersexes, S. 558)

⁵ »I came face to face with the fact that [...] nevertheless of this same Race, the Race-Homosexual, had been also, and apparently ever would be, countless ignoble, trivial, loathsome, feeble-souled and feeble-bodied creatures! – the weaklings – the very rubbish of humanity!« (The Intersexes, S. 558)

for Selfhood, ever-present subtext of American writing from the Puritans onward, had repercussions in homosexual literary engagement of this period as well« (S. 12). Daher ist ein Text wie *Imre* – »the first openly gay novel written by a citizen of the United States« (Livesey, S. 87) –, so enorm kostbar für die Kräftigung der stets gefährdeten US-amerikanischen Schwulenidentität. Um *Imre* endgültig für die nationale »gay and lesbian literary heritage« zu retten, bemüht sich Livesey über viele Seiten hinweg um den Nachweis, dass der *Imre*-Plot nicht aus Otto de Joux' Buch *Die Enterbten des Liebesglückes* geborgt ist, sondern eine waschechte amerikanische Eigenleistung darstellt (S. 102 ff.)

Literatur

- Bertz, E.** (1911): Biographisches und Literarisches. 12. Xavier Mayne (Author of „Imre: a Memorandum“): The Intersexes..., in: Vierteljahrsberichte des Wissenschaftlich-humanitären Komitees, Jahrgang 3, Heft 1, Oktober, S. 78 ff.
- Féray, J.-C. & R. Biffi** (2001): Xavier Mayne (Edward I. Prime-Stevenson), romancier français? in: *Inverses* (Paris), 1, S. 47 ff.
- Gifford, J.** (1995): Dayneford's library: American homosexual writing 1900-1913. Amherst.
- Johansson, W.** (1990): Stevenson, Edward Irenaeus Prime- ("Xavier Mayne"; 1868-1942), in: *Encyclopedia of Homosexuality*, ed. by Wayne R. Dynes, vol. 2, S. 1250.
- Livesey, M.J.** (1997): From this moment on: The homosexual origins of the gay novel in America. Wisconsin-Madison.
- Mann, K.** (1974): Der Wendepunkt. Ein Lebensbericht. Berlin & Weimar.

Mayne, X. (Reprint 1975): *The Intersexes: A History of Similisexualism as a Problem in Social Life*. New York.

Mayne, X. (Neuausgabe 1997): *Imre. Eine psychologische Romanze*. In der Übersetzung von D.G. hrsg. von Wolfram Setz. Berlin.

Panizza, O. (1895): Bayreuth und die Homosexualität, in: *Die Gesellschaft*, Jahrgang 11, S. 88 ff. (Neudruck in: *Forum Homosexualität und Literatur*, Heft 28, 1997, S. 74 ff.)

Setz, W. (1997): Ein literarischer Fall, in: Xavier Mayne (Edward Irenaeus Prime-Stevenson). *Imre. Eine psychologische Romanze*. In der Übersetzung von D.G., Berlin, S. 143 ff.

Voß, R. (1888): *Erlebtes und Geschautes. Bilder aus Italien*. Jena. (Darin S. 186 ff.: *Der Sohn der Marchesa*.)

Der Mann, der die Pizza nach Deutschland brachte.

Camillo eröffnete 1952 ein Ristorante in Würzburg – und erfand nebenbei auch die Lieferdi-

edl

ort wo es verwin- ein Häuschen. parkt davor – eiebenen Dreirärum, mit denen schen Probleme er der Tür steht te; klein ist das hätte man es mit dem Finger zuweisen. Nico- magna bei Chie- 24. März 1952 auf den Tisch mittlerweile äl- s – und hat da- der Alpen re-



Das „Capri“ vor 50 Jahren: US-Soldaten waren die ersten Gäste. Foto: Weißbach

ckung, und weil die, am Teig nicht mögen teur Fiebig blechern trag. Seitdem ist be nern auch diese No- ne misst 26, die Gr Durchmesser.

Das Geschäft m Sie essen, sie trinke Würzburger lassen Camillo kriegt auch der, Urlaub in It- 1955 nach Capri, anzusehen. Ein Keller unter der Der Würzburger und die Mann Haas, die das P ren, bauen aus) m engen Papp- Der Gondelb: der Bug spä-

Da unten s Würzburger ten, mit Ro- drei Trave

dem kamelhaarfarbenen Kaschmir-Sak- ko. Er lächelt und erzählt, wie das war vor über 50 Jahren, „als Italien kaputt war“

Cam- Er findet zuerst die Fr- s Würzburg Pellett- Op-

Gender Trouble in Old Bayreuth

(»Siegfried«, 3. Aufzug, 3. Szene)

Siegfried hat endlich Brünnhilde gefunden, die er aus ihrem Dornröschenschlaf wachküssen soll. Zunächst aber bereitet ihm der Anblick der Schlafenden HÖCHSTE AUFGEREGTHEIT aus einem anderen Grund:

(Er fährt erschreckt und staunend auf.)

S. *Sehr lebhaft* Das ist kein Mann!

VI *stacc.*

Red. *

(Er starrt in höchster Aufregung auf die Schlafende hin.)

Hbl. Str. Hr. *Sehr leidenschaftlich*

f

Red. * Red. * Red. * Red. * Red. * Red. * Red. *

S. Brennender Zau- ber zückt mir ins Herz; feu- ri-ge

fp *fp* *fp*

Red. * Red. * Red. * Red. * Red. * Red. *

S. Angst faßt meine Au- gen: mir

fp *ff*

Red. * Red. *

(Er gerät in höchste Beklemmung)

S. schwankt und schwin- delt der Sinn!

Sehr bewegt

vibrato *Str.* *f* *dim.* *p* *cresc.*

Red. * Red. *

Hubert Fichte spricht am 4. Oktober 1980 mit Friedhelm Krey über Jahnn, Schwulenbewegung, Amerika. (Ein Tonbandprotokoll)

Das folgende Gespräch, vor mehr als zwanzig Jahren in Hubert Fichtes Hamburger Wohnung aufgezeichnet, war zunächst nur als Zeitzeugenbefragung zum Leben des schwulen Dichters Hans Henny Jahnn gedacht. Fichte hatte sich nämlich mit seinem autobiografisch gefärbten Roman *Versuch über die Pubertät* von 1974 und dem darin als Werner Maria Pozzi kaum verhüllt auftretenden Jahnn zu seiner intimen Freundschaft mit dem Dichter in dessen letzten Lebensjahren (Jahnn starb am 29.11.1959 in Hamburg-Eppendorf vierundsechzigjährig) bekannt. Unter den Literaturbeflissenen in der westberliner und westdeutschen Schwulenbewegung war Fichtes Roman seinerzeit eine beliebte Lektüre. Er war wohl auch für Friedhelm Krey, der sich damals in der Schwulenbewegung engagierte und zugleich an der Freien Universität Berlin Germanistik studierte, ein Anstoß für die Wahl seines Dissertationsthemas, das jedenfalls mit dem schwulen Sex im Leben und in der Dichtung Hans Henny Jahnn zu tun haben sollte. Im Oktober 1980 war er nach Hamburg gereist, um in der dortigen Staatsbibliothek den handschriftlichen Nachlass Jahnn durchzusehen und bei dieser Gelegenheit Hubert Fichte zu Jahnn und dessen Ähnlichkeit und Unähnlichkeit mit dem Romanhelden Pozzi auszufragen. Die Jahnn-Philologie hatte Jahnn's offensichtliches Geheimnis, die Tatsache, dass er schwul war, mit einer frommen Scheu gemieden. Nun aber, nachdem Fichtes Roman vorlag und nachdem schwulenbewegte Studenten seit 1971 das Ende dieser verlogenen Diskretion verlangt hatten, wollte das nicht mehr so recht funktionieren. Das Schwulenreferat der Freien Universität hatte im Mai 1982 Wolfgang Popp, einen Literaturwissenschaftler von der Universität Siegen, eingeladen, in einem öffentlichen Vortrag über die Frage zu sprechen: »Sind die Romanfiguren Hans Henny Jahnn's schwul?«; rundweg stellt er darin fest: »Hans Henny Jahnn war schwul«.¹ Ebenfalls im Frühjahr 1982 erschien als erstes Resultat seiner einschlägigen Studien Friedhelm Krey's Aufsatz: »Hans Henny Jahnn und die Matrosen. Der homosexuelle Schriftsteller im Hamburg der fünfziger Jahre«.² Die beiden Texte von Popp und Krey markieren den Beginn einer Erforschung des Jahnn'schen Œuvres, das sich von überkommenen sexualmoralischen Einschränkungen zunehmend emanzipierte und die Frage nach den Zusammenhängen zwischen Geschlechtsleben und Werk eines Dichters ernst zu nehmen begann. Gewissermaßen als Abschluss dieser Pionierphase schwuler Jahnn-Philologie erschien 1987 Friedhelm Krey's Dissertation,³ und seither wird es zunehmend schwieriger, die wachsende Menge der Publikationen über den schwulen Jahnn zu überblicken.

Der Besuch bei Fichte fand am Sonnabend vor der Bundestagswahl statt, die dann erwartungsgemäß zur Bildung einer SPD/FDP-Regierung führte. In der damaligen Schwulenbewegung wurde diskutiert, wie man auf die künftige Regierung Einfluss nehmen könnte, dass sie den Schwulenparagrafen 175 aus dem Strafgesetzbuch streicht. Die FDP hatte die Abschaffung des § 175 in ihr Wahlprogramm geschrieben. Die SPD mit ihrem offensiv schwulenfeindlichen Spitzenkandidaten Schmidt (»Ich bin nicht der Kanzler der Homosexuellen, ich bin der Kanzler aller Deutschen«) hatte, von positiven Äußerungen einzelner Funktionäre abgesehen, zu diesem Thema geschwiegen. Es gab die Idee, die FDP mit großformatigen Zeitungsinserten dazu zu drängen, ihr Wahlversprechen, Streichung des § 175, zum Bestandteil des Koalitionsvertrages zu machen, der die Ziele der kommenden sozialliberalen Regierung festlegt. Dazu war es erforderlich, möglichst viele Schwule zu

¹ W. Popp: Sind die Romanfiguren Hans Henny Jahnn's schwul? Überlegungen zu einem Tabu der Literaturwissenschaft, in: *Dokumentation der Vortragsreihe »Homosexualität und Wissenschaft«*, Berlin 1985, S. 106.

² F. Krey: Hans Henny Jahnn und die Matrosen. Der homosexuelle Schriftsteller im Hamburg der fünfziger Jahre, in: *Hamburg von hinten*, Berlin 1982, S. 93 ff.

³ F. Krey: *Hans Henny Jahnn und die mann-männliche Liebe*. Frankfurt u.a. 1987.

gewinnen, die Geld dafür zahlten und mit ihrem Namen in den Inseraten gegen den § 175 protestierten. Man mag darüber spekulieren, warum es Friedhelm Krey nicht gelang, Fichte zur Teilnahme an der Aktion zu überreden. Einen gewissen Anteil hatte hier gewiss die Feigheit eines Unpolitischen, der fürchtete, ein derart plumptes schwulenpolitisches Engagement könnte seinem höheren Zielen verpflichteten Projekt der künstlerisch-literarischen Verwertung der eigenen Homosexualität irgendwie abträglich sein. Fichte hatte sich vorher mehrfach zu anderen innenpolitischen Themen geäußert. Das waren aber stets Fragen, die ihn selbst nicht so unmittelbar betrafen wie die Kriminalisierung des schwulen Sex. Fichtes ziemlich verrückte Ausrede, der § 175 in seiner damaligen Form betreffe nur noch Pädophile, weshalb der Aufwand sich nicht lohne, sollte womöglich von der eigenen Betroffenheit ablenken und Gewissensbisse überspielen, die ihm seine Verweigerungshaltung bereiteten.

Kreys am Ende vergebliche Beharrlichkeit, den ziemlich berühmten Dichter zu einer öffentlichen Tat zu bewegen, die seinen Ruhm nicht unbedingt vergrößern würde, und Fichtes eher albernes Sträuben, sich öffentlich gegen den Schwulenparagrafen zu engagieren und lieber von Hamburg aus für die Schwulen auf der fernen Insel Kuba zu kämpfen – das Protokoll dieses Dialogs vermittelt etwas von der extremen Ohnmacht und Marginalität der damaligen Schwulenbewegung. Absurderweise änderte sich das erst einige Jahre später, als die neue Krankheit Aids eine Welle von Anteilnahme und Unterstützung für die arme bemitleidenswerte Risikogruppe der Schwulen besonders aus dem rechten und konservativen politischen Lager auslöste. Paragraf 175 wurde natürlich auf ausdrücklichen Wunsch von Kanzler Schmidt nicht abgeschafft und die Inseratenkampagne schrumpfte zu einer einzigen Anzeige von einer Drittelseite, die am 13. Oktober 1980 mit 232 Unterschriften in der *Frankfurter Rundschau* erschien. Fichte, der 1986 starb, sollte die Abschaffung des § 175 nicht mehr erleben. Sie hätte ihn vermutlich nicht besonders interessiert.

Das Gespräch, das auf zwei Tonbandkassetten aufgezeichnet ist, wurde von der CAPRI-Redaktion verschriftet.

M. Herzer

Krey: Die ersten Fragen betreffen Jahn persönlich. Was wissen Sie über homosexuelle Beziehungen von Jahn?

Fichte: Er hat mir gegenüber von seinen Beziehungen zu Harms berichtet. Ich erinnere, dass diese Beziehung, was das Sexuelle anlangt, sehr beschränkt gewesen sein musste. Er ist mit ihm, glaube ich, das erste Mal zusammen gewesen, als er nach Sylt oder Amrum geflohen ist. Soviel ich mich erinnere und wie ich in der *Pubertät*¹ auch geschrieben habe, Pozzi...

Krey: Hat er da gesagt, dass er mit ihm geschlafen hat?

Fichte: Geschlafen haben sie wohl, aber ich weiß nicht... Ich meine, er hätte gesagt, Harms habe ihn beschlafen und die einzige Nähe, körperliche Nähe zu Harms wären immer wieder diese Züchtigungen, Schläge, Bestrafungen gewesen, denen er sich Harms gegenüber aussetzte und die er wohl mit der Idee so einer Art Liebesprobe, – diese Idee der Probe kommt ja immer wieder bei Jahn vor, – wohl ertragen habe. Ich möchte eine kleine Klammer zu Anfang machen, was Pozzi in der *Pubertät* anlangt und Jahn: Es gibt keinen Fakt in der *Pubertät*, den ich erfunden hätte. Kein Zitat von Jahn ist nicht aus Jahns Werk, dennoch ist Pozzi nicht Jahn. Pozzi ist so aus Jahns komplexester Figur herausgeschnitten – und man kann ja durch Weglassen ungeheuer viel verändern –, dass er, wie ich

¹ Hubert Fichte: Versuch über die Pubertät. Roman. Hamburg 1974.

meine, eben als eine Art pubertärer Schemen in dem Buch steht, und ich wollte keineswegs eine Analyse der Jahnschen Persönlichkeit liefern.

Krey: Das Auffällige und Merkwürdige ist für mich der Widerspruch gewesen: Ich habe in der letzten Woche die ganzen Briefe gelesen, die zum Teil auch in der Ausgabe drin sind, die frühen Tagebücher auch von 1912 bis 1915, die Zeit, wo er dann auch mit Harms auf Amrum war, 1913, und hab da jetzt auch die unveröffentlichten Sachen nachgelesen, und da ist anscheinend ziemlich klar eine Entwicklung von einer Jungensfreundschaft hin zu einer erotischen Beziehung mit Harms, zu immer erotischeren Beschreibungen, nachzuverfolgen – er schreibt dann: »wir küssten uns heiß auf den Mund und er küsste mich wieder und er streichelte mir übers Haar«, und auf Amrum kommt eine Stelle: »Wir haben uns gestritten und es war ganz furchtbar und er wollte mich nach Hause zurückschicken, weil ich nicht demütig war gegenüber Gott und dann bin ich zusammengebrochen und da hat Gott geholfen. Und Gott half und wir haben unsere Hochzeitsnacht gefeiert.« Dann folgen Beschreibungen wie: »Wir haben uns gefragt, wer der Mann und wer die Frau ist und wir wussten es nicht und haben dann immer abgewechselt.« Und es ist davon die Rede, dass er meist die Frau ist und Harms der Mann und dass er sich als Frau begreift, die durch das Zusammensein mit dem Mann die literarischen Werke schafft. Er gebiert

also keine Kinder, sondern die Werke. Diese Metapher kommt häufig vor. Für mich war die Frage, wie weit steht dahinter wirklich Sex, sexuelles Zusammensein mit allem, was dazugehört, mit Orgasmus und so. Weil er da diskret bleibt. Das Geschlechtsteil wird nicht beim Namen genannt aber alles andere. »Wir schliefen zusammen.« Es werden die Stellungen beschrieben, wer wie 'rum liegt und so. Ich küsste den ganzen Körper, die Beine, die Brust, alles. Nur die Genitalien bleiben ausgespart. Und das bleibt bei Jahn so bis zum Schluss. Soweit ich ihn bisher kenne, weder in den Briefen, noch in den Tagebüchern, noch im literarischen Werk gibt es direkte sexuelle, homosexuelle Beschreibungen – bis auf die eine Stelle in *Jeden ereilt es*². Deswegen ist mir der Text auch so wichtig – . wo es dann heißt, nach der gemeinsamen Nacht von Gary und Mathieu, diese Erlebnis wird nicht mehr wiederkommen, diese Zeit wird nicht mehr wiederkommen, diese Schmerzen im After werden nicht mehr wiederkommen. Das ist meines Wissens der einzige unzweideutige Hinweis auf eine homosexuelle Handlung im gesamten Werk von Jahn.

Fichte: Also auf eine anale homosexuelle Handlung.

Krey: Ja. Aber andere kommen auch nicht vor.

² Hans Henny Jahn: Jeden ereilt es. Fragment aus dem Nachlaß 1950/1958, in: Jahn: Werke und Tagebücher in sieben Bänden, Band 6, Hamburg 1974, S. 337 ff.

Fichte: Doch, Hinweise schon. Aber bleiben wir mal dabei...

Krey: Diesen Widerspruch wollt ich gern klären, dass er einerseits das nie so benennt, und ich ihn andererseits ganz klar als einen Homosexuellen begreife, dessen ganzes Werk sich um die Homosexualität dreht, und dass ich jetzt nicht weiß, und das knüpft an an Ihren Satz aus der *Pubertät*, wo Sie schreiben, dass Sie oder der Ich-Erzähler sich ihm verweigerte, weil er ihn nicht liebt: Hat Jahnn sublimiert, kommt da die Frage, oder: Da muss er dann sublimieren. Hat er denn wirklich immer nur sublimiert, was viele behaupten und gerne hätten, oder war es ein Doppelleben, also die Selbstdarstellung nach außen und stand dahinter eine wie auch immer geartete homosexuelle Praxis?

Fichte: Nun ist es so: Was jetzt wissenschaftliche Härte anlangt, ist Freeman³, der, glaube ich, jeden Samen-erguss und jeden Brief von Jahnn kennt, sicher ergiebiger als ich. Ich kann hier einige Meinungen äußern und mit einiger Scheu, weil ja noch direkt Betroffene leben, Erfahrungen, oder Berichte oder Diskussionen oder auch Klatsch wiedergeben. Und was ich selbst gesehen habe. Das ist natürlich eine kriminalistische oder ethnologische Tätigkeit in einem ungeheuer diffizilen Gebiet. Das müssen Sie entscheiden, wie weit man wirklich jedes Haar am Sack nun mit der Lupe betrachten

³ Thomas Freeman: Hans Henny Jahnn. Eine Biographie. Hamburg 1986.

soll. Möglicherweise sollte man das. Also...

Krey: Ich finds also für den schwulen Aspekt wichtig, weil unsereiner ja gegen die Tabuisierung in diesem Bereich kämpft.

Fichte: Ja, wir wissen nur nicht, ob die Leute, die wir zitieren, das in dieser Form auch wollen oder ob nicht ganz ungeheure Traumata erzeugt werden. Aber da dieses Gespräch unter dem Siegel der Verschwiegenheit geschieht: Es ist ja folgende Frage von vornherein, über das Evangelisch-Komplexhafte, Urchristlich-Komplexhafte hinaus: Hat dieser berühmte Sturz in den Keller Jahnn so geschädigt, dass er impotent oder teils impotent war? Dazu kann ich Folgendes sagen: dass Klaus von Spreckelsen – das ist ein Zitat von Signe – sich wunderte, dass Hans Henny aktive Wünsche selten oder gar nicht äußerte.

Krey: Was heißt aktive Wünsche?

Fichte: Ja also, dass er – ich weiß nicht – einen geblasen kriegen wollte oder ficken wollte oder so. Das-Zweite ist: als Jahnn mir sehr zugehtan war. Einmal war es, dass er sehr glücklich – und er war ein Mann von damals Mitte Fünfzig, an die Sechzig –, sagte: »Ja, und ich habe ja sogar eine Erektion gehabt.« Von Erektionen, mutuellem Onanie, oralem Verkehr, Stutenharn wurde ja sehr häufig in dem Kreis geredet. Ich erinnere mich auch, dass auf analen Verkehr eher spöttisch herabgesehen wurde. Ich erinnere ein Zitat einer Kurtisane aus Athen, die von Alkibiades sagte: »Was du von mir holst, bringst du zu

Sokrates« oder so. Ich kann mich in dem Namen irren, ich meine aber, es wäre um Alkibiades angesiedelt gewesen. Es gab ja überhaupt in hohem Maße – um jetzt auf etwas Ideologisches zu kommen – eine gute, richtige, erstrebenswerte Sexualität in diesem Kreis, und eine schlimme, schädliche, verachtenswerte, zu vermeidende. Und ich hatte eigentlich als kleiner Junge damals schon den Eindruck, das Anale wäre was wie: Lieber nicht! Und ich bin sehr erstaunt über dieses Anale, das Sie zitieren. Andererseits gab es ja bei Jahnn die Ideologie des Alles-auch-das-Ekelhaftedes-Geliebten-Einbeziehens. Man durfte sich vor nichts eckeln und der Geliebte hatte also das Recht, einen, was Ekel anlangt, zu erniedrigen. Es gibt ein Zitat von Jahnn mir gegenüber, wo wir vom Arschlecken sprachen und er sagte: »Ja das ist ja einer der größten Genüsse.« Ob er das jetzt meinte als passiv Erduldender oder als aktiv Ausführender, weiß ich nicht. Sonst erinnere ich keine Bemerkung Jahnn's, was den Analverkehr anlangt. Man nahm immer an, dass der Verkehr unter Jungen mutuelle Onanie sei oder oral.

Krey: Und wie war das dann mit seiner eigenen Praxis?

Fichte: Das weiß ich nicht.

Krey: Gibt es jemanden, der es weiß?

Fichte: Klaus, ja natürlich, Klaus hat mit ihm geschlafen. Und Freeman heute, der alles kennt, auch Briefe über mich, die also richtiggehend nicht stimmen [UNTERBRECHUNG!] Ich

glaube, dieses ungeheuer interessante und lebenswichtige Element von Klatsch, Eifersüchteleien, jeder spielte jeden gegeneinander aus, jeder sagte jedem irgend etwas unter dem Siegel der Verschwiegenheit, jeder tratschte über jeden, das ist ja überall so, in jeglichem menschlichen Zusammenhang. Ich glaube aber, bei Jahnn hatte es sexuell konstituierende Kraft. Thomas Mann, der ja ein schlechter Schriftsteller, aber ein sehr genauer Beobachter war, schildert in der *Lotte in Weimar*, glaube ich, dieses Schmarotzen Goethes, wo also Lotte sagt: »Du schmarotzest« oder: »Er schmarotzt«. Dieses Sich-an-der-Hitze-der-anderen-Wärmen. Und ich würde sagen, das war so etwas wie Jahnn's Partizipation an Sexualität.

Krey: Ja, das würde dazu passen, dass ich gestern einen Brief an Helwig gelesen habe, wo er sinngemäß schreibt, ich bin ja auch schon ein alter Mann und ich bin sehr traurig, dass ich eigentlich in meinem Leben Sinnlichkeit weitgehend verpasst habe; auch in meinen frühen Beziehungen, also auch mit Harms, war eigentlich die Leidenschaft oder, wie er es ausdrückt: die Sinnlichkeit unterdrückt oder da haben wir uns eigentlich nicht vorgewagt, und jetzt kann ich es kaum noch nachholen. Das würde diese Sicht unterstützen, dass er eigentlich viel weniger sexuelle Praxis hatte, als er gern gehabt hätte und das auch als Manko gesehen hat. Deswegen brauchte er wohl die Einbeziehung von anderen, diese ganzen Knabenbeziehungen, die er dann immer vermittelt hat, um das

Defizit, das er in seinem eigenen Leben gespürt hat, auszugleichen.

Fichte: Ja. Es gibt auch ein anderes Zitat zur Sexualität. Er sagte, die Hölle wäre, dass man alle die Möglichkeiten, die man gehabt hätte, nachholen muss. Also muss er ja sehr viele Möglichkeiten gehabt haben. Er fasste sich selbst als ungeheuer unüberwindlich hässlich auf. Und wenn es in seiner späten Praxis, also dieser Bericht jetzt von Signe, von Klaus: warum hat Hans Henny – ich zitiere jetzt dem Sinn gemäß – denn keine eigenen aktiven Ansprüche an mich? kann ja auch daher kommen, dass Jahnn ein überwiegend passiv empfindender Homosexueller oder Bisexueller gewesen ist. Er könnte daher kommen, dass tatsächlich sehr früh eine somatische Schädigung eingetreten ist. Er könnte drittens daher kommen, dass Jahnn sich als so sehr hässlich empfand, dass er es nicht wagte, sich selbst als Sexualobjekt einsetzen zu wollen. Alle diese Dinge sind ja immer kontradiktorisch, nichts ist ja gerade und eindeutig, und es gibt natürlich immer Doppeltes bei Jahnn. Ich kenne einen anderen Bericht, der mir eigentlich glaubwürdig ist, von einem Schauspieler, den Jahnn als junger Mann bei einem Künstlerfest in den zwanziger Jahren kennen lernte und der davon berichtet, dass Jahnn sich ihm ganz, ich glaub er war etwas betrunken, verhältnismäßig brutal an die Büx gehend, wie man hier in Hamburg sagt, genähert hätte. Ob das nun mehr passiv oder mehr aktiv war, das weiß ich nicht. Auf jeden Fall war

Jahnn so der erwachsene homosexuelle Mann, der da einen hübschen oder reizvollen Jungen sah und dem an die Büx ging. Und das muss wohl gar nicht so furchtbar subtil oder komplexgeschwängert gewesen sein.

Krey: Hat er sich denn Stricher gekauft?

Fichte: Das weiß ich nicht. Er hatte Beziehungen zu Strichern. Er redete mit Strichern. Er war in homosexuellen Lokalen. Sprach mit Strichern. Wie weit es gegangen ist, weiß ich nicht. Ein sehr wichtiges Zitat war von einem Stricher, der irgend einem anderen Gestürzten oder Überfahrenen oder Zusammengeschlagenen half und eben auf Mitleid und Hilfe ...

Krey: Ja, das hat er geschrieben.

Fichte: Zu Jahnn's Sexualpraxis ... Promiskuität galt auch als pejorativ. Also ein ihm bekannter Schriftsteller, der mehreren Jungen nacheinander einen blies, das stand nicht oben in der moralischen Wertskala. Sehr seltsam ist die Geschichte mit eben diesem Schriftsteller – ich möchte den nicht namentlich nennen, weil wir dann fürchterlichen Zores kriegen – , der ihn angeblich sehr geliebt hätte, was Jahnn erzählt, dem er sich aber verweigert habe. Sie wissen wer das ist.

Krey: Ja. War das nicht so, dass Sie einen Besuch gemacht haben in Zürich seinerzeit?

Fichte: Nein. Nie. Ich sollte nach Zürich. Nein, nein, wir wurden besucht.

Krey: Es gibt da so einen Eifersuchtsbriefwechsel.

Fichte: Ja, dieser ist... Ich weiß nicht... Da muss er wohl total an der Realität vorbeigeschrieben haben oder ich habe total an der Realität vorbeigelebt.

Krey: Was ich da gestern gelesen habe, war eben der Helwig-Briefwechsel. Und da heißt es dann an einer Stelle plötzlich: Ich habe ja deinen sehr lieben Brief erhalten. Und was Hubert – ich nehme an, das sind Sie –, was Hubert dir erzählt haben muss, ist ganz furchtbar und entspricht gar nicht den Tatsachen. Als er hier war, habe ich versucht, ihm ein paar schöne Tage zu machen oder ihn aufzuheitern, weil er ja so traurig war.

Fichte: Ich war also ganz sicher nicht in Zürich. (Ist ja zum Piepen.)

Krey: Oder war es Bern oder eine andere schweizerische Stadt?

Fichte: Nein, nein. Ich bin nie in die Schweiz gekommen.

Krey: Vielleicht war es ein anderer Hubert oder ... Es war 1950.

Fichte: Ja, es stimmt, da war Helwig hier.

Krey: Ach so, da war Helwig hier! Dann stimmt es doch. Dann ist es ein nachträglicher Bericht von seinem Besuch hier in Hamburg. Und er schreibt das aus Zürich.

Fichte: Ja, aber Helwig hat mir keine paar schöne Tage gemacht.

Krey: Aber Sie kannten ihn damals?

Fichte: Er kam zu Jahnn und er war ein ungeheuer attraktiver, männlich wirkender... Ich empfand ihn nicht als einen typischen Homo-

sexuellen. Und er machte andauernd Anspielungen auf mich, die ich nicht merkte, also von irgendwelchen Wolken, in denen Zeus ruhen wollte, die Jahnn alle als Sticheleien auffasste. Ich musste nach Hause, und Helwig richtete es so ein, dass wir zusammen weggingen. Und er machte mir also ganz ungeheuer operettenhafte Anträge, also so richtig wie man das in der Operette macht, mit Arien und so, und ich fand das ganz ungeheuer dämlich, denn erstens hätte er das gar nicht nötig gehabt, denn ich konnte mir das nicht vorstellen, dass ein erwachsener Mensch, noch dazu ein Schriftsteller, der gute Gedichte macht, sich so albern benimmt, und damit war es eigentlich aus.

Krey: Jetzt versteh ichs. Genau das wird auch beschrieben. Sie hatten das dann wohl Jahnn wiedergegeben.

Fichte: Jahnn barst vor Eifersucht. Ich glaube nicht einmal, dass ich es ihm erzählt habe. Er sagte bloß, und dann hat doch Helwig... Und dann ist er mit dir weggegangen!

Krey: Genau, dann kam es zu diesem Disput und da hat Helwig dann gesagt, dass sich nichts abgespielt hätte.

Fichte: Stimmt. Das stimmt.

Krey: Und dass Jahnn deswegen ganz eifersüchtig gewesen ist.

Fichte: Furchtbar! Und dann gibt es aber noch andere Eifersuchtsbriefe von Jahnn, ich glaub an Signe oder an irgendjemand, wo ungeheuer Sachen erfunden werden, die alle nicht stimmen. Bon. Es ist mir völlig egal. Zurück zu Jahnn's Sexualverhalten. Also das zum

Beispiel tat man nicht. Tut man ja vielleicht auch nicht: Versuchen einem Freund den Freund auszuspannen. Denn so schnell konnte er nicht wissen, was zwischen mir und Jahnn war. Interessant ist übrigens, dass Jahnn, der Helwig schon sehr gut kannte, sehr mit ihm befreundet war, das jetzt nicht genoss, obwohl Jahnn zu dem Zeitpunkt ganz genau wusste, dass ich weder eine sexuelle Beziehung noch eine Adoption wünschte. Ich fand Jahnn einen sehr eigentümlich Schriftsteller, den ich als Schriftsteller nicht sehr schätzte, (ich hab ihn erst sehr spät schätzen gelernt) der mir aber ungeheure Welten eröffnete. Und ich war sehr gerne bei ihm und fand das auch ganz putzig, da in diese Flaschen zu pinceln und so auf eine noch einigermaßen honorige Weise da jeden Sonntag einen Ausflug in den Hirschpark zu machen. Damit konnte ich dann die S-Bahn bezahlen und so. Das wars. Dann wurde von Orgeln geredet und von schöner Musik und von tausend Dingen, die mich interessierten. Aber ich wollte ganz sicher nicht adoptiert werden von Jahnn und ich wollte auch kein sexuelles Verhältnis haben. Ich hatte ja keine Ahnung, was man unter Schwulen miteinander macht. Aufgeklärt hat er mich auch nicht. Aber es wurde das Orale... Das Orale war eigentlich das, was immer vorausgesetzt wurde, und es gibt in der *Spur des Dunklen Engels*⁴ ein

⁴ Hans Henny Jahnn: *Spur des Dunklen Engels*. Musik von Yngve Jan Trede, in: Jahnn: Werke und Tagebücher in

Moment, wo sich David niederkniet... oder nein: Goliath kniet sich nieder, und da schlägt ihn David. Und das fand ich dann später, als ich ein bisschen mehr von der Homosexualität wusste und von Sexualpraktiken, ein bisschen albern und dachte, die werden doch an was anderes gedacht haben, als nur zu blasen. Ich dachte, so fasste ich das damals auf, so typisch Hennys Einengung, das war nun mal seins und das projizierte er jetzt auf die Welt. Deshalb bin ich so sehr, sehr erstaunt über dieses anale Zitat, was Sie vorhin gebracht haben. Denn sogar die Idee Mann-Frau war bei diesen Anspielungen auf orale Praktiken nicht mit drin. Das war immer so: jeder macht bei jedem jedes. Wenngleich vom Typ her er immer sehr männlich-weiblich, also östrogen-androgen äh androgen, wie er das nannte, wurde immer sehr thematisiert, also: der hat breite Hüften, kleine Hände oder so, da gabs ja richtig so'n Kodex, und da wurde immer so eher männlicher Typ, eher weiblicher Typ oder so eingeteilt. Was Sexualpraktiken anlangt in Jahnn's Bild, wie ich es sehe, spielte das keine Rolle.

Krey: Das kann ich ja weitgehend aus den Texten entnehmen. Was ich aber sonst nirgendwo herkrige sind die persönlichen Erinnerungen, Erfahrungen, also: wer hat mit ihm geschlafen, und da haben Sie mir ja Ihre eigenen Erfahrungen und den Hinweis auf Klaus gegeben. Wissen Sie sonst noch jemanden, wo Sie verbindlich sagen könnten: da war

sieben Bänden, Band 5, Hamburg 1974, S. 157 ff.

garantiert 'ne schwule Beziehung mit Jahnn, der eventuell auch dazu stehen würde?

Fichte: [FLÜSTERT ETWAS UNVERSTEHBARES]

Krey: Ah ja.

Fichte: Denn es ging ja mit Klaus sicher ab 1950, und ich glaube, er war Klaus sehr treu.

Krey: Ist das in der *Pubertät* der Manfred?

Fichte: Das könnte sein.

Krey: Da kommt das Freundespaar Hanno und Manfred vor.

Fichte: Ja, und Hanno ist Hanno, heute eine sehr prominente Persönlichkeit in der Bundesrepublik. [HIER WIRD DAS TONBAND AUS-, ABER BALD WIEDER ANGEKNIPST]⁵ Eine interessante Bemerkung von ihm, also wenn Yngve ganz unerträglich wurde, kam die Bemerkung: Man sollte dich auf eine Trittleiter stellen und zwangsonanieren, oder masturbieren, ich glaub, onanieren kann man nur selbst, masturbieren kann man jemand anders. Auch als Sexualvorstellung ganz interessant.

Krey: Es gibt einen Satz aus der *Pubertät*: nach Pozzis Tod konnte man lesen, Pozzi habe als erster Gay Liberation antizipiert.

Fichte: Was antizipiert?

⁵ Friedhelm Krey erzählte hinterher, dass Fichte selbst es war, der das Tonbandgerät abschaltete und dann erzählte, dass er einmal mit Jahnn einen Ausflug auf die Insel Amrum unternommen habe und dass er dort am Strand mit Jahnn Sex gehabt habe. »Da hat er mir einen geblasen«, sagte Fichte, dann schaltete er das Tonbandgerät wieder an.

Krey: Die Gay Liberation. Da würde mich interessieren: Konnte man tatsächlich so was lesen?

Fichte: Ich würde meinen, Italiaander hätte ihn in diesem Zusammenhang erwähnt. Und da ist auch was dran. Sehn Sie mal, Sie sind hier in einer sehr liberalen Stadt, die immer eine homosexuelle Subkultur gehabt hat, auch während der Nazi-Jahre, in einer sehr amüsischen Stadt, die ungeheures Geld für eine Oper oder ein Schauspielhaus oder was immer ausgibt, eine Stadt, die ihre Schriftsteller auf eine Weise verachtet, die nicht zu beschreiben ist, wiederum sehr viel Geld für Literaturtrubel und so weiter ausgibt...

Krey: Jahnn hat doch das Haus im Hirschpark von der Stadt bekommen. War das nicht ein gewisses Entgegenkommen dem Schriftsteller Jahnn gegenüber?

Fichte: Das war wohl eher dem Emigranten gegenüber. Bedenken Sie, Jahnn hat seit, ich glaube 47 wieder engen Kontakt mit der Hansestadt gehabt und die erste Aufführung eines Theaterstückes trat zehn Jahre später ein. Bis dahin musste er in Matineen, Leseaufführungen, ich weiß nicht, Studentenaufführungen what so ever, zu Zeiten, wo Weißenborn, Max Frisch und dergleichen die Bühnen bevölkerten. Es hat nie eine Bemühung der Hansestadt gegeben, Jahnn's Werk besonders zu fördern. Man hat ihm oft viel Geld gegeben, weil er Emigrant war, das weiß ich aber nicht genau, das müsste die Kulturbehörde...

Krey: Es gab auch die Entschädigung wegen der angeblich von den Nazis zerstörten Orgeln.

Fichte: Um auf Homosexualität und Hamburg zurückzukommen: Diese Stadt hat einen Gründgens mit in die Höhe gehoben. Sie hat ihn dann wieder engagiert. Es gibt eine Regel hier: Sie können machen, was Sie wollen, nur schmieren Sie den Leuten nicht unter die Nase, es will ja keiner so genau wissen. Und das ganz große Verdienst, auch von Italiaander – bei allem, was man gegen Italiaander sagen kann, und ich kenn' das auswendig, das können Sie glauben – ist, dass Italiaander im Jahre 1950, seit 1950 sich immer wieder zur Homosexualität bekannt hat...

Krey: Heute aber nicht mehr. Es gab einen Fernsehfilm über ihn, wo kein Wort davon vorkam, und da hatte er Mitspracherecht, da bin ich sicher. Wir haben auch mal versucht, ihn zu interviewen und...

Fichte: Er hat immer wieder sich für homosexuelle Autoren eingesetzt.

Krey: Hat ers denn jemals von sich öffentlich gemacht?

Fichte: Ja, ich weiß nicht, ob von sich. Aber er hat immer mit einem Mann zusammen gelebt. Er hat diesen Mann überallhin mitgenommen. Jeder wusste Bescheid. Er hat über homosexuelle Autoren gesprochen. Er hat sich von Anfang an für Hans Henny Jahnn eingesetzt. Und dieses Verdienst hat er wirklich. Damals war es ja sogar noch einklagbar. Ich kenne Szenen, dass Homosexuellen Zimmer verweigert worden sind in Ham-

burg. Und da hat er ohne Zweifel sehr viel getan, und auch Jahnn, wenn er sich in Reden zu schönen Jungen bekannt hat, wenn er *Die Spur des dunklen Engels* geschrieben hat und so weiter, wo es ja doch zwar idealisiert, aber immerhin: es geht um Homosexualität. Das muss man den beiden wirklich zugute halten. Und das haben sehr, sehr viele andere nicht getan.

Krey: Wenn man es aber noch genauer nimmt, weil wir ja heute natürlich etwas weiter sind, – ich will da jetzt nicht ungerecht sein ihm gegenüber damals – nur will ich trotzdem die Fakten genau rauskriegen. Hat er sich tatsächlich irgendwo öffentlich zu seiner eigenen Homosexualität bekannt, also nicht verklausuliert in der Dichtung, und auch nicht allgemein menschlich als Spielart neben der Heterosexualität? Solche Äußerungen kenn' ich. Aber wo hat er konkret gesagt: ich selber als jemand, der homosexuell ist, oder wie auch immer das ausgedrückt ist?

Fichte: Sie können vielleicht die Stimmung der damaligen Jahre nicht mehr ganz nachvollziehen.

Krey: Ich kann das nachvollziehen. Mir geht es aber nur um das Fakt. Ich beurteile das nicht.

Fichte: Ich könnte es im Moment nicht zitieren. Ich möchte meinen, dass er es eventuell sogar getan hätte. Tatsächlich genügte die Tatsache, dass sie mit einem Mann zusammenlebten, um sie absolut in der ganzen Hamburger Gesellschaft...

Krey: Was Jahnn aber nicht tat, denn er hatte seine Familie und seine Frau.

Fichte: Gut, er lebte mit seiner Frau damals, er lebte mit Yngve... Er hat, nehme ich an, keine sexuelle Beziehung zu Yngve gehabt. Er hat sie sicher gewünscht. Er hat aber Yngve als seinen Pflegesohn, und das war damals durchaus Synonym für Geliebten. Sekretär und Pflegesohn waren damals Synonyme für Geliebten. Jeder Mensch dachte natürlich, dass Yngve sein Geliebter sei...

Krey: Er hat sich dagegen aber immer auch gewehrt. Er sagte, die Gerüchte über Yngve und mich sind falsch, und er hat nicht widerrufen, als Helwig veröffentlicht hat in dem Briefwechsel über *Fluss ohne Ufer*, Hans Henny Jahnn hat niemals den Weg der Normalität verlassen, er war immer der treu sorgende Ehemann und sonst gar nichts⁶. Da gibt es nirgendwo eine Äußerung, die dem widersprechen würde.

Fichte: Naja, aber diese Äußerung hätte ja möglicherweise eine Anklage bedeutet. Denn das Faktum war einklagbar.

Krey: Hat er sich irgendwann einmal öffentlich gegen den Paragraphen 175 geäußert?

Fichte: Ich kann Ihnen im Moment... Ich war ja ein kleiner Junge [ER IST 1935 GEBOREN!] ... Die Stimmung war: da ist die Fackel der Schwulität, also, es war durchaus seinem Gestus nach, nach dem, was er

⁶ Werner Helwig: Briefe um ein Werk. Hans Henny Jahnn. Frankfurt am Main 1959.

privat und auch öffentlichen Vertretern gegenüber äußerte, war das völlig selbstverständlich, dass er gegen den Paragraphen war. Ob er so geschickt war, das für sich so ein bisschen abwiegelnd... Das kann ich tatsächlich nicht beurteilen. So wie er sich gab, mir gegenüber und seinem Kreis gegenüber, war das völlig klar.

Krey: Denken Sie denn, dass es damals entsprechende Aktivitäten gab, oder gabs das überhaupt nicht?

Fichte: Nein, weil das absolut tödlich war!

Krey: Ich weiß nur, dass in den sechziger Jahren Leute wie Giese, auch Italiaander angefangen haben, die ersten Bücher zu schreiben, Paragraph 175 muss abgeschafft werden und so weiter. Aus den fünfziger Jahren weiß ich im Augenblick auch nichts entsprechendes.

Fichte: Sehen Sie, 1961 bin ich mit einem, ich könnte schon sagen: prominenten homosexuellen Schriftsteller in Köln über den Opernplatz gegangen, mit ihm und seinem Freund. Und dieser Schriftsteller hat zu mir gesagt: »Seid bitte so nett und geht vor« und wir gingen da nicht im Federhut und Dekolleté, sondern völlig diskret, normale Bürger der Stadt, »geht bitte vor. Ich möchte nicht, dass man den Eindruck hat, ich ginge mit zwei jungen Männern.« Es gab homosexuelle Schriftsteller Anfang der sechziger Jahre, die versteckten ihre Freunde vor Mitredakteuren. Es hat meine Karriere am NWDR damals noch total kaputt gemacht, dass ich mich gelegentlich auf der Rotenbaumchaussee mit einem notori-

schen Homosexuellen hab sehen lassen, mit dem ich überhaupt nichts hatte. Die ganze Stadt, das ganze Theater sprach über diesen Fakt und man hat diesem Mann die Freundschaft gekündigt, weil man gesagt hat, also hör mal zu, also das geht doch nun wirklich zu weit, mit einem fünfzehnjährigen Jungen. Das war die Situation. Und es war absolut eindeutig bei Jahn, dass er es war, dass er es verteidigte durch sein Werk und dass er gegen jede Diskriminierung der Homosexualität eintrat. Ich glaube, das, was Sie vielleicht bedauern, liegt in einem anderen Sektor, es liegt in der Idealisierung der Homosexualität in dem Werk. Aber der unterliegen ja weite Gruppen.

Krey: Er wird sich wohl auch nie über irgendeine Beteiligung an der Schwulenzbewegung der zwanziger Jahre geäußert haben? Es gab ja Hirschfeld und die Bewegung bis 33 in ziemlich starkem Maß, ganz sicher auch in Hamburg. Ich hab ein einziges Zitat aus dem *Kreis*, das ist die Züricher Schwulenzzeitung, wo es heißt, Hans Henny Jahn hat uns wieder besucht, wie er das schon öfters mal getan hat, und er hat sich bei uns immer sehr wohl gefühlt. Und als er gestorben ist, gab es auch einen Nachruf in der Zeitschrift. Für mich war es eine gewisse Enttäuschung, dass ein Mann, der ein großes Renommee, einen Einfluss, eine Strahlkraft hatte, wie man das nennen will, dass der sich nicht kämpferischer öffentlich für diese Sache eingesetzt hat. Das ist der Hintergrund meiner Frage.

Fichte: Ich glaube, die Strahlkraft idealisieren Sie. Jahn hatte eine gewisse Strahlkraft in Hamburg auf ehemalige Mitglieder der Gemeinde Ugrino, die inzwischen alle Rechtsanwälte und dergleichen waren, geheiratet hatten, betuliche Damen mit Tee und Kapotthütchen, die ihn begeistert besuchten, auf Ausstellungseröffnungen gingen, also so mehr oder weniger ein Teil des Tout-Hamburg, der Rest fand ihn lächerlich, anstößig, obszön, unverständlich und was immer. Er hatte überhaupt keine literarische Prominenz sozusagen, er war... er hatte so eine gewisse Honorigkeit, weil er aus einer Reedersfamilie kam, dann war er eben Emigrant, die Stadt finanzierte ihn ein bisschen und so. Gut, er wurde schon mal eingeladen. Aber nicht mal sein literarisches Wort galt ja etwas. Sein literarisches Œuvre galt überhaupt nichts. Es hat doch bis 1955 gebraucht, dass Suhrkamp ihn überhaupt gedruckt hat. Ledig-Rowohl hat ihn gezwungen, für den *Lübecker Totentanz*⁷ Subskribenten zu sammeln. Wann ist dann endlich dieses kleine Bändchen, die *Dreizehn nicht geheuren Geschichten*⁸ im Taschenbuch erschienen! Er

⁷ Hans Henny Jahn: Neuer Lübecker Totentanz. Musik von Yngve Jan Trede, in: Jahn: Werke und Tagebücher in sieben Bänden, Band 5, Hamburg 1974, S. 5 ff.

⁸ Hans Henny Jahn: 13 nicht geheure Geschichten, in: Jahn: Werke und Tagebücher in sieben Bänden, Band 6, Hamburg 1974, S. 139 ff. (zuerst Hamburg 1954, rororo128)

ist doch von Pontius bis Pilatus gerannt, einen guten Verleger zu finden, wo die unerhört erheblichen Werke von Hesse und wie dieser ganze Kitsch heißt, doch bereits bei den besten Verlagen wieder herausgegeben worden sind. Also da können Sie seine Strahlkraft gar nicht genug unterschätzen. Das ist das eine. Teilnahme an der Schwulenbewegung: Es hat einen – das müssten Sie mit Freeman verifizieren oder sogar mit Jäger [?] – wohl ziemlich prominenten Homosexuellenprozess gegeben in den zwanziger, dreißiger Jahren, ich glaube sogar um Helwig, es gab einen Helwig-Prozess...

Krey: 1931. Da hat er sich bemüht. Das stimmt. Da hat er sich eingesetzt...

Fichte: 31. Mehr als das. Da kristallisierten sich um ihn mit einem Mal eine ganze Gruppe von Homosexuellen, die fürchteten, über diesen Prozess mit belangt zu werden. Ich weiß jetzt nicht, ob das bei Helwig war und ob Jahnn dazu kam, auf jeden Fall gibt es auch heute noch Leute, die man befragen könnte, die sich dann, wie mir das immer bei Jahnn dargestellt wurde, hilfeschend an Jahnn wandten, der ja damals noch Orgelfachberater der Stadt Hamburg war, also eine gewisse Honorigkeit, Einfluss, pipapo [!] vielleicht gehabt hätte.

Krey: Ja, das stimmt. Das ist widersprüchlich, wie das meiste bei Jahnn. Er hat erst dem Rechtsanwalt Ruschewei, der Helwig verteidigte, einen Brief geschrieben, wo es heißt, ich möchte nicht öffentlich mit dieser Sache in Verbindung gebracht

werden. Danach schreibt er, ich bezahle Sie.

[ENDE DES ERSTEN TONBANDS. BEGINN DES ZWOTEN TONBANDS]

Fichte: Es fehlen ja nur minimale Informationen Es wäre mir ganz lieb, wenn diese überaus intimsten Dinge, die ich Ihnen mitgeteilt hab', in den Fragen, die Sie zu Jahnn haben, wenn ich da vielleicht nicht zitiert würde. Sollten Sie aber aufgrund Ihrer Aussagen angegriffen werden, würde ich dann schon bereit sein, für das, was ich gesagt habe, einzustehen.

Krey: Haben Sie sich selber mal irgendwo öffentlich gegen den Paragraphen gewandt?

[SEHR LANGE PAUSE]

Fichte: Also... Ähm... Alles was ich seit 62 veröffentlichte, seit 63 veröffentlichte ich Bücher, alles was ich geschrieben habe, richtet sich, und zwar in sehr direkter Darstellung, gegen die Unterdrückung von Homosexualität. Ich erinnere jetzt nicht, aber es ist durchaus möglich, ich glaube schon, dass einige Darstellungen, im *Aufbruch nach Turku*⁹ und erst recht die homosexuellen Szenen – ich weiß nicht, wie man das nennen will, Sex unter Kindern oder so – im *Waisenhaus*¹⁰ mich doch ganz eindeutig eingestuft haben, und es war doch ganz klar, gegen welche Unterdrückung ich mich wendete.

⁹ Hubert Fichte: *Der Aufbruch nach Turku*. Erzählungen. Hamburg 1963.

¹⁰ Hubert Fichte: *Das Waisenhaus*. Roman. Reinbek 1965..

Krey: Mir gings jetzt eigentlich gar nicht um die schriftstellerischen Äußerungen, sondern im weitesten Sinne um Öffentlich-Politisches, also um die Beteiligung an einer schwulen Bewegung.

Fichte: Nein, also an einer schwulen Bewegung hab ich nicht teilgenommen. Ich glaube auch, dass das was ich getan habe, ein anderer Weg der Emanzipation ist, der wenigstens genau so wichtig ist. Mein Ziel war von der ersten Publikation ab, Homosexualität zu entdämonisieren, sie aussprechbar zu machen und sie alltäglich werden zu lassen. Ich wollte gerade nicht, dass es länger ein geduldetes Gefühlsreservat ist; ich wollte nicht, dass es etwas Feines, zu Dulddendes ist; und ich wollte ganz sicher nicht, dass es etwas Furchtbar-Mythisches, eine Last, ein Leid ist. Ich glaube im Gegensatz zu den bisher genannten Schriftstellern habe ich mich immer geweigert zu leiden, und ich habe nie um Verzeihung gebeten, und das sind ganz sicher die Gründe, weswegen man mir so besonders übel nimmt.

Krey: Es sind doch aber Äußerungen eines Schriftstellers in seinem Werk. Meine Frage ist aber: Seit zehn Jahren gibt es ja wieder eine Schwulenbewegung. Glauben Sie nicht, dass es sinnvoll ist, sich öffentlich und organisiert für die Befreiung der Schwulen einzusetzen?

Fichte: Ich glaube, wir müssen uns öffentlich mit Unterschriften und Manifesten gegen punktuelle Unterdrückung, Paragraphen, Folter in Chile, Folter und Inkarzierung von Homosexuellen

auf Kuba, in den Vereinigten Staaten in der Sowjetunion mit Namen – die Namen sind ja bekannt, die prominenten linken Intellektuellen sind bekannt... Wie ist es möglich, dass eine ganze Schicht von auch homosexuellen Künstlern hat in Kuba einreisen können? Und ich möchte durchaus Sartre und die ganz frühe Zeit da miteinbeziehen, wo es bekannt war, dass Homosexuelle eingesperrt worden sind. Wie ist es möglich, dass ein Feltrinelli, ein Peter Weiss, ein Hans Werner Henze, ein Hans Magnus Enzensberger diese Dinge gewusst haben und nicht darüber geredet haben, Einladungen angenommen haben, ohne etwas dagegen zu unternehmen?

Krey: Haben Sie sich denn mal einer öffentlichen Aktion angeschlossen?

Fichte: Eine solche Aktion ist nicht an mich herangetragen worden.

Krey: Aber Sie würden es machen?

Fichte: Auf jeden Fall! In dem Moment, wo man mir sagen würde, die Gefängnisstrafe für homosexuelle Handlungen in Kuba ist noch immer acht Monate, es sitzen heute so und so viele Homosexuelle in Kuba, würde ich sofort unterschreiben. Wogegen ich mich wende ist eine unkontrollierte allgemeine Bewegung, meistens in groteskster Form, die natürlich Gesetzgeber, die gute Gesellschaft, und natürlich den Arbeiter-Homosexuellen, Angestellten-Homosexuellen, der unter engsten Glücksmöglichkeiten existieren muss, der sich in den seltensten Fällen solchen Bewegungen

anschließen kann, dass man den in eine neue Angstsituation bringt anstatt ihn zu befreien. Ich glaube, diskretere Schwulentage [?], diskrete objektive Anprangerung und Aktionen in der Art von Amnesty International oder so wären meiner Meinung nach sinnvoller. Zum Beispiel: eine Analyse von *Cruising*¹¹; warum man *Cruising* im Moment ablehnen muss; warum gegen diesen Film etwas unternommen werden muss; das wäre wichtig. Es wäre sinnvoll, eine diffamatorische Biografie wie diejenige über Jean Cocteau von Frank Brown zu analysieren und die Art ihrer Präsentation in der Bundesrepublik anzuprangern. Zum Beispiel: Ich möchte noch mal auf *Cruising* zurückkommen. In *Cruising* werden Universitätsprofessoren von Columbia University nicht nur denunziert, ich glaube sogar, sie werden bedroht. Ich glaube, die Dinge, die mit Columbia University in *Cruising* zu tun haben, sind gezielte Drohungen gegen Professoren. Es kann Professoren geben, die mit unglaublicher Courage sich zu ihrer Homosexualität an einer amerikanischen Universität bekennen. Es kann andere geben, die es, aus welchen Gründen immer,

¹¹ Der United-Artists-Kriminalfilm *Cruising* kam im Herbst 1980 in die westdeutschen Kinos. Er zeigt einen Hetero, der als Polizist in New Yorker Schwulenknipen nach einem schwulen Massenmörder fahndet. Viele Schwule glaubten damals, dass *Cruising* das schwulenfeindliche Klischee von der natürlichen Nähe zwischen Mord und Homosexualität propagiere.

nicht können. Das sind Aktionen, die ich unterstützen würde jenseits meiner schriftstellerischen Tätigkeit. Ich glaube aber, die Überwindung von Angst, die Aussprechbarmachung homosexueller Zusammenhänge, das ist das, was der Schriftsteller tun muss und was ich, so glaube ich, mit einiger Zivilcourage und unter erheblichen Repressalien getan habe, was man dann, wenn mans lange genug macht und genug geprügelt worden ist, dann auch bestätigt bekommt. Das ist mir ja sogar von der Berliner Akademie bestätigt worden, dass ich menschliches Verhalten aussprechbar gemacht habe. Und das scheint mir das sehr, sehr wichtige zu sein. Es ist nicht wichtig, dass die Öffentlichkeit noch einmal bestätigt bekommt, dass Homosexuelle gelegentlich in Plüsch und Pleureuse auftreten. Ich nehme an, sie weiß es. Ich finde es zwar persönlich ungeheuer reizvoll zu sehen, wie Rosa von Praunheim im Audimax der Hamburger Universität fickt. Ich frage mich etwa, was der schwule Prokurist bei der BP davon hat. Und ich glaube...

Krey: Es gibt ja immer verschiedene Formen der Schwulenbewegung. Es ist ja eine Bewegung, weil es sehr viele sind. Und viele sind eben sehr unterschiedlich. Also es wäre jetzt nicht unbedingt das Muss, sich an diesen Formen zu beteiligen. Es gibt ja seit vielen Jahren auch eine mehr von Angestellten getragene mehr auf die Institutionen zielende Schwulenbewegung, also zum Beispiel die AHA in Berlin, die sich zum Ziel gesetzt hat, in Parteien und

Gewerkschaften und andere Organisationen die Schwulen einzubringen, die Schwulenfrage durchzusetzen. Das wären ja doch Möglichkeiten, wo es nicht primär um irgendwelche, der Mehrzahl der Schwulen exotisch erscheinende Straßenaktivitäten à la Homolulu oder so ginge, sondern zum Beispiel um eine Veranstaltung, wie die in der Beethovenhalle geplante in diesem Sommer, wo man Gespräche mit Vertretern der Parteien führen wollte, um vor der Wahl einen gewissen Druck auszuüben. Das sind Aktivitäten, wo Ihre Kriterien, dass sie den schwulen Tankwart erschrecken könnten, eigentlich nicht treffen. Würden Sie sich an so was beteiligen oder haben Sie vielleicht schon mal? Oder warum nicht?

Fichte: Nein, es ist an mich nicht herangetragen worden. Und mich haben viele Aktionen der Schwulenbewegung sehr verschreckt. Ich fühlte mich überdies bei den über Jahre gehenden Diffamierungen, die gegen mich über ganz Deutschland erhoben worden sind, von meinen Lesern auch etwas alleine gelassen. Ich hätte mir schon gewünscht, dass es Solidaritätskundgebungen gegeben hätte, – nicht Kundgebungen, um Gotteswillen! – aber ein paar solidarische Briefe oder gelegentlich eine Veröffentlichung...

Krey: Aber muss man das nicht suchen? Muss man nicht auch den Kontakt zur Schwulenbewegung suchen? Es ist immer schwerer von der Schwulenbewegung an Sie heranzukommen als

umgekehrt. Wenn Sie heute in die AHA gehen und sagen würden: Was macht hier denn jetzt? Ich bin bereit, das und das zu initiieren oder so – Das ist jetzt nicht meine Forderung; ich will das nur darstellen – Ich finde es wichtig, dass Sie sagten, Sie sind nicht angesprochen worden. Denn das macht mir Mut, Sie künftig dazu anzusprechen.

Fichte: Also ich wäre bereit, rationale, analytische Recherchen oder Manifeste mit meinem Namen zu unterstützen.

Krey: Darf ich das ganz konkret machen? Es gibt die Absicht, falls morgen Abend diese Koalition SPD/FDP es wieder schafft, in der *Frankfurter Rundschau* in der nächsten Woche eine ganzseitige Anzeige aufzugeben mit folgendem Inhalt: [ERKLÄRT IHM DIE ANZEIGE, DIE 16000,- MARK KOSTEN WERDE.]

Fichte: Man sollte das gar nicht so teuer machen. Das ist doch rausgeschmissenes Geld. Man sollte den Chefredakteuren aller großen Zeitungen ein Presse-Release schicken und darin sagen, diese homosexuelle Vereinigung erklärt, dass die FDP ihr Wahlversprechen einlösen möchte und infolge dieser Erklärung das kritische Alter auf 14 herunter gesetzt wird. Einfach so. Dann kostet das keinen Pfennig und das hat eine viel größere Streubreite als wenn man das der FR gibt. Sehn Sie mal, was die ungeheure Unpraktischkeit angeht, mit der so etwas gemacht wird: Das formuliert man in zwei Sätzen und das muss eben ganz konkret sein: Das wol-

len wir, und da bin ich sofort bereit zu unterschreiben

Krey: Das wäre also hier ein konkreter... [EINE STÖRUNG AUF DEM TONBAND. NIX ZU VERSTEHEN]

Fichte: falsch formuliert. Ich finde es richtig, dass man die FDP an ihr Wahlversprechen erinnert. Ich glaube, man kann der SPD nicht den Vorwurf machen, sie habe nicht ganz entscheidend zur Veränderung der Glücksmöglichkeiten in der Bundesrepublik beigetragen, und ich fürchte, wenn dieser Aufruf so an die mögliche Regierungskoalition ergeht, wird man nur das eine erreichen, dass ein etwas hochmütiger Brief von der SPD kommt, sagend, bitte, was wollen Sie! Wir sind die einzige Partei, die hier etwas verändert hat. Wir haben es doch wohl gar nicht mehr nötig nach dem, was wir getan haben...

Krey: Es gibt ja auch eine Schwulengruppe bei den Jusos, die so genannten Schwusos, die sich in mehreren Städten gebildet hat und versucht, Einfluss zu nehmen und auf die SPD Druck auszuüben. Nur sind die nicht so weit gekommen wie die Schwulen in der FDP, dass ihre eigene Partei zu den Homosexuellen solche Ziele formuliert hat. Deswegen ist das im Augenblick der Hebel. Das sagt nix gegen die SPD. Wir werden natürlich auch weiterhin mit der SPD reden und auf sie Einfluss zu nehmen. Das hängt auch viel von der persönlichen politischen Haltung ab. Ich habe zum Beispiel überhaupt nichts mit der FDP am Hut und unterstütze auch diese

Aktion, weil ich sie als einen Hebel der parlamentarischen Einflussnahme gutheiße. Es geht ja auch um den Öffentlichkeitseffekt. Die Öffentlichkeit soll sehen, die homosexuelle Bewegung ist vorhanden, sie kann auch solch eine Anzeige formulieren und bezahlen. Mit Presseerklärungen haben wir sehr viele schlechte Erfahrungen gemacht. Die sind nie abgedruckt worden, wo auch immer wir sie hingeschickt haben. Das wurde immer unterdrückt und diskriminiert. Sie haben vorhin selbst erwähnt, dass es auch Ihnen so geht. Und den noch viel weniger bekannten armen schwulen Hanseln geht es erst recht so. Was Sie vorhin gesagt haben, man sollte doch mit FDP-Politikern sprechen, das ist ganz utopisch. Wir haben im Augenblick nur die Möglichkeit, so eine Anzeige aufzugeben. Das heißt für keinen der Unterzeichner, dass er FDP gewählt hat oder die Partei als solche unterstützt. Ich bin sehr gegen Herrn Lambsdorf und so, nur halte ich von der schwulen Sache her diese Anzeige für eine wichtige Möglichkeit.

Fichte: Ich finde nur, man sollte im Augenblick nicht die Koalitionsverhandlungen damit überfordern. Selbstverständlich bin ich von der Sache her einverstanden. Ich glaube aber (ich weiß nicht, ich hatte den Eindruck, Sie wollten von mir etwas zum Verfahren hören)...

Krey: Ich habe meinen Freunden gesagt, ich werde Sie fragen. Hinterher

werden die mich fragen: Wie isses denn gelaufen?

Fichte: Sehen Sie, es gibt doch viele Publizisten wie mich, die durch das, was sie geschrieben haben ihre Sympathie, ihre Kenner-schaft oder ihre Betroffenheit dokumentiert haben. Ehe man so etwas formuliert, sollte man doch versuchen, mit solchen Publizisten oder mit Politikern, die sich ähnlich ausgewiesen haben, einmal zu reden, was die für das Richtigere halten. Und wenn die FDP dabei ist, ihre Wahlversprechen zu brechen, was ja noch gar nicht gesagt ist, dann könnte man sie doch daran erinnern und sollte das meiner Meinung nach auch nur auf die FDP richten und sollte nicht gleich versuchen, die SPD zu verschrecken.

Krey: Das ist kein Verschrecken. Hier steht nur: Im Wahlprogramm der SPD fehlt eine solche Aussage. Das ist eine Tatsache. Im SPD-Wahlprogramm werden die Homosexuellen mit keinem Wort erwähnt – im Gegensatz zur FDP. Es wird ja sogar gesagt, dass SPD-Mitglieder Initiativen ergreifen, es steht hier nur: Entsprechende Initiativen homosexueller und anderer an demokratischer Sexualreform interessierter SPD-Mitglieder konnten sich nicht durchsetzen. Das heißt doch nur, sie haben es nicht bis zum Wahlprogramm geschafft. Bei der FDP ist man da weiter, und insofern finde ich den Text korrekt, wenn es heißt: Es besteht die Gefahr, das die Streichung des § 175 nicht Bestandteil der Koalitionsvereinbarung wird. Die Gefahr, dass das erst 'mal kein Thema sein

wird, ist ganz klar vorhanden. Wir könnten hier eine gewisse Aufmerksamkeit erreichen, dass es doch ein Thema der Verhandlungen wird. Sie wissen ja, wie das ist: Es geht nur über eine Öffentlichkeit. Und wenn so eine Anzeige erscheint, wird sie in liberalen Köpfen doch etwas auslösen. Das hoffen wir jedenfalls. Und es wird bestimmt auch in der Partei zur Kenntnis genommen werden. Und ich glaube nicht, dass man sich damit lächerlich macht. Ich glaube, es ist das, was wir im Augenblick leisten können.

Fichte: Sie könnten eine Recherchenarbeit leisten. Sie könnten leisten, von einem Soziologiestudenten einen Aufsatz oder ein Rundfunkfeature schreiben zu lassen über die Situation derer, die von diesem § 175, also Strafbarkeit unter 18 Jahren, betroffen werden; wie es in den einzelnen Bundesländern gehandhabt wird, wie es von verschiedenen Richtern gehandhabt wird, und so weiter. Das wäre eine gute aufklärerische Grundlage, um dieses Thema beurteilen zu können. Dann könnten Sie versuchen, eine solche fundierte Arbeit publizieren zu lassen. Da könnte ich Ihnen bei behilflich sein. Ich bin ganz sicher, dass eine Rundfunkanstalt so etwas sehr gerne senden würde. Ich bin auch sicher, dass man die verschiedensten Publikationsmöglichkeiten, auch prominente Publikationsmöglichkeiten für eine solche Arbeit hätte. Dann finde ich, sollte man abwarten, ob die FDP ihr Versprechen einlöst oder nicht. Wenn sie es nicht tut, dann sollte man mit dieser Dokumentation allerdings

einen Aufruf machen und sagen: dies ist die Situation, das ist das Wahlversprechen der FDP und das ist bisher dabei herausgekommen. Und dann sollte man versuchen, an sehr prominente Juristen, Publizisten, Politiker heranzugehen und diesen Aufruf unterschreiben zu lassen. Und wenn diese drei Voraussetzungen erfüllt sind, bin ich bereit, es zu unterschreiben. Ich finde das [was Sie mir vorschlagen] verfrüht, ich finde es noch nicht ganz ausgegoren und ich finde vor allen Dingen – ich stelle mir jetzt vor, irgendein Chefredakteur einer Zeitung liest das; man gibt ihm nicht die Möglichkeit, die Tatsachen nachzuvollziehen; für den Homosexuellen, der sich für erwachsene Männer interessiert, für den Heterosexuellen in sehr viel höherem Maße ist das Leiden und das zahlreiche Leiden der Betroffenen kein Gegenstand. Und der muss ihm erst einmal dargestellt werden, und der muss ihm sehr präzise und exakt dargestellt werden. Und ich glaube, dass man dann eine viel größere Öffentlichkeit mit ganz geringen Geldmitteln erreicht. Auch dort könnte ich Ihnen Adressen geben, an welche Publizisten, an welche Redakteure man welche Manuskripte schickt, und ich glaube das ist sinnvoll. Ich finde es nicht sinnvoll, wenn man von vornherein die FDP als eine Eskamotiererin kennzeichnet und wenn man die SPD doch indirekt etwas in die Defensive drängt –, eine SPD, die gerade auf diesem Gebiet sehr fortschrittlich tätig war – das mein ich wirklich.

Krey: Das ist mir klar. Nur schließt das meiner Ansicht nach diese Aktion nicht aus, denn ich gehe davon aus, dass bekannt ist, dass aufgrund dieses Paragraphen immer noch sehr viele Menschen in der Bundesrepublik verurteilt werden und dass das keine Sache ist, über die man einfach hinweggehen kann. Und ich glaube nicht, dass man da erst ein Gutachten braucht, wenn man doch weiß, dass jedes Jahr die Existenz von so vielen Leuten infrage gestellt wird.

Fichte: Ich kann Ihnen sagen, dass es die Hamburger juristische Praxis ist – oder ich weiß nicht, ob es die Hamburger juristische Praxis ist, und ich möchte sie umgotteswillen nicht brandmarken deswegen, um jetzt nicht das Gegenteil auszulösen: Ich kenne zahlreiche Pädophile, die in einer vergleichsweise großen Ungeniertheit ihren Neigungen nachgehen...

Krey: Man muss aber trotzdem den Paragraphen doch abschaffen!

Fichte: Ja selbstverständlich! Das ist ohne jede ... nich? Ich glaube, dass der Paragraph eine ungeheure Härte bedeutet für sehr viele Menschen und gerade für Arbeiter und Angestellte, die alle diese Möglichkeiten: Medien, Ruf oder Geld oder was nicht zur Verfügung haben. Das muss aber erst dargestellt werden, und da sind wir eigentlich bei der Crux vieler homosexueller Bewegungen, dass ich die Öffentlichkeitsarbeit verkehrt herum aufgezaumt finde. Ich finde, es geht immer die Meinung, die Emotion, eine versuchte Pression der Dokumentation und der

Überlegung voraus, bis hin zu falschen [NICHT ZU VERSTEHEN: Bildungen? Wollungen? Wallungen?]

Sie sagten, Ihnen fehlt das konkrete Angebot. Ich habe immerhin in der *Zeit* veröffentlicht über die Situation der Homosexuellen auf Kuba.

Krey: Wann war das?

Fichte: Das war in dem großen Miami-Aufsatz ungefähr vor einem Jahr. Ich bin nach Grenada gefahren und habe Morris Bishop gefragt, wie seine Einstellung zum Paragraphen äh.. zur Homosexualität sei, ob er Homosexuelle verfolgen würde ...

Krey: Es gibt ja keinen Paragraphen dort.

Fichte: Es ist mehr oder weniger englisches Recht... Und ich habe also Bishop gefragt, was er machen wird (und das ist nicht unbedingt angenehm, weil man natürlich sofort eindeutig gekennzeichnet ist). Er hat nicht gesagt, ich werde sie in Lager stecken, er hat sich sehr sehr gewunden. Dieses Interview ist ja wiederholt publiziert worden und es steht ja auch in meinem neuen Buch – das sind die Tätigkeiten, die ich jetzt konkret anbieten kann. Ich habe im Chile Allendes mich über die Situation der Homosexuellen informiert und diese Dinge veröffentlicht. Das sind die Dinge, die ich tun will und die ich getan habe, und die erscheinen mir sinnvoll.

Krey: Wie isses denn mit den Schwulen in Nicaragua? Wissen Sie da was Genaues? Wie wars vor der Revolution, und wie isses jetzt?

Fichte: Vor der Revolution wird es so gewesen sein – genaue soziologische Angaben findet man ja nirgends – wie es mehr oder weniger in allen Diktaturen Südamerikas ist: Die Reichen können machen, was sie wollen; gelegentlich gibts mal 'ne Razzia, weil es den guten Namen der Nation hebt. Wenn man gegen jemand eine Waffe braucht, kann man es ja immer über sittenwidriges Verhalten, Skandal oder so überall benutzen. Während der Revolution schien es mir als Nun muss man da die spezielle Psyche des Nicaraguens beachten. Der Nicaraguense ist ein ungeheuer witziger, vifer Mann und hat immer kleine, böse Wörter bereit. Er kennt natürlich alles. Jeder Hispanoamerikaner kennt alles. Ich hatte den Eindruck, die Homosexuellen gingen etwas auf Tauchstation. Man affizierte es nicht gerade, aber soviel ich weiß, gab es nach dem Sieg der Sandinisten einige einschlägige Treffpunkte. Und homosexuelle Aktivitäten wurden nicht wegen Homosexualität unterbunden oder waren nicht deshalb gefährlich; sie waren vielleicht einfach gefährlich, weil man an konterrevolutionäre Umtriebe glaubte.

Krey: In Kuba eben auch. Dass die Schwulen dort in Lager kamen, wurde so gerechtfertigt, dass sie angeblich der Konterrevolution genützt hätten. Das war so eine Standardbegründung.

Fichte: Ich hatte also in Nicaragua den Eindruck, dass das sehr sehr tolerant behandelt wird, und ich hoffe, dass das auch weiter so blei-

ben wird, und habe auch den Eindruck, dass das weiter so bleibt. Und da sind meine konkreten Tätigkeiten.

Krey: Noch mal zu Grenada. In Grenada auch?

Fichte: Ich habe seit einem Jahr wenig Kontakt mit Grenada. Ich weiß es nicht. Ich kann mich im Moment zu Grenada nicht äußern.

Krey: Können Sie was darüber sagen, wie das Leben der Schwulen in diesen mittelamerikanischen Ländern so ist? Ist das überhaupt vergleichbar mit dem Leben von Homosexuellen hier? Oder isstes sehr viel schwieriger dort als Schwuler zu leben?

Fichte: Es ist ganz unterschiedlich. Das ist in jedem Land, auch zu jeder Epoche ganz unterschiedlich oder in verschiedenen Städten unterschiedlich. Kolumbien zum Beispiel, das ja seit ich weiß nicht wie vielen Jahren in einem Ausnahmezustand lebt, also keine wesentlichen politischen Umwälzungen erfahren hat, war bis vor einigen Jahren, speziell Bogota, unglaublich freizügig. Cartagena auch. In Cartagena hat sich das jetzt vielleicht durch die revolutionären Umtriebe, durch das N19 und so weiter geändert. Es ist ungeheuer gefährlich geworden in Cartagena. Man wird also sofort verhaftet. Ob diese Verhaftungen bei zunehmender Inflation immer nur auf Geldgier beruhen? Man kann sich natürlich loskaufen beziehungsweise man muss sich loskaufen. Fremden passiert nichts. Sie müssen nicht mal Geld bezahlen, wenn sie mutig genug sind, wenn man also sofort dagegen geht, was

gar nicht so furchtbar angenehm ist, weil es auch gefährlich ist. Diese Verhaftungen werden meist mit Maschinenpistolen oder Pistolen unternommen. Für den Einheimischen kann das sehr sehr teuer werden und sicher auch sehr gefährlich sein.

Krey: Und noch mal zurück zu Nicaragua. Weil Sie sagen, die Situation dort ist zumindest durch die Umwälzungen nicht schlechter geworden: Gibt es Schwulenlokale?

Fichte: Ich habe gehört, dass es ein einschlägiges Lokal gibt. Es gibt andere Lokale, die sind, wie oft in Lateinamerika, ambivalent in jeder Richtung. Es gibt kleine Hotels. Es gibt Bars, wo sich vieles trifft. Natürlich ist, und insofern ist das eine andere Situation als in Kuba, die Gefahr einer Konterrevolution durchaus nicht gebannt und die Wachsamkeit der Sandinisten ist durchaus berechtigt. Aber ich habe wirklich den Eindruck, dass die Sandinisten sich bisher überhaupt nicht sehr puritanisch gegeben haben. In offiziellen Erklärungen: ja. Man will die Prostitution abschaffen. Offizielle Erklärungen zur Homosexualität habe ich nicht gelesen. Da einige der Leader sehr pro-kubanisch sind, muss man befürchten, dass wenigstens die Deklarationen sich sehr gegen die Homosexuellen richten werden. Wie die Praxis dann ist, kann ich nicht abschätzen.

Krey: Ist die Bevölkerung sehr diskriminierend? Also ist der Machismo sehr ausgeprägt in Nicaragua? Das gilt ja immer auch in Kuba als Erklärung vorgeführt

wird. Das sei eben der Volkscharakter und damit müsse man erst mal zwanzig Jahre umgehen, das ließe sich nicht so schnell verändern und so weiter.

Fichte: In Kuba ist eine besonders machistische Stimmung. In Nicaragua hatte ich den Eindruck, dass das nicht so ist.

Krey: Kann man sie erkennen? Sieht man sie auf der Straße?

Fichte: Sie sind bekannt. Wie gesagt haben Homosexuelle aufgrund ihrer schlechten Erfahrung die Tendenz, bei politischen Umwälzungen in den Vordergrund zu gehen. Man sah also keine Transvestiten auf den Straßen. Man sah keine Leute auf den Straßen, die eindeutig als Homosexuelle, passiv oder aktiv, zu determinieren waren. In Gesprächen erfuhr ich, dass man sehr genau weiß, wer homosexuell ist.

Krey: Ist das nicht wieder nur eine Schichtfrage? Dass also die Reichen es sich leisten können, und die Armen sich höchstens prostituieren?

Fichte: Es ist ja so, da die soziale Struktur des Armen immer sehr viel enger ist, ist natürlich auch die soziale Kontrolle sehr viel enger, und es braucht weniger Machismo, um Homosexuelle zu diskreditieren je tiefer man in den sozialen Straten sich befindet.

Krey: Ein Kriterium für den Machismo wäre, glaube ich, auch das Verhalten lesbischen Frauen gegenüber. Wie ist es damit?

Fichte: Die sind ja in allen stark negroiden Ländern, in allen afroamerikanischen

Ländern durch das Matriokale der Gesellschaft, dass die Mutter also sehr oft die führende Rolle in der Großfamilie übernommen hat durch die starke Fluktuation der männlichen Arbeiterbevölkerung ist, wie die Brasilianer sagen, die Frau, die Mutter, das Familienoberhaupt, eine starke Persönlichkeit. Das fällt dann oft mit einer Kanumbli[?]-Priesterin oder einer Makumba[?]-Priesterin und so weiter zusammen, so dass tatsächlich in Brasilien sehr viele Frauen, die viel vorstellen in der Gesellschaft, auch lesbische Tendenzen haben. Über Lesbizität in Nicaragua kann ich nichts aussagen. Es ist tatsächlich von Land zu Land sehr verschieden, von Insel zu Insel verschieden. Im allgemeinen würde ich sagen, dass die Toleranz in ungeahntem Maße zunimmt.

Krey: Ach? Sogar in Kuba? Wissen Sie was über die KZs, die es da gegeben haben soll?

Fichte: Also die KZs haben ganz sicher bis 77 bestanden. Ich weiß das von frisch Emigrierten. Es hat angeblich eine Sexualreform stattgefunden.

Krey: Ja, es soll jetzt nur noch Gefängnisstrafen geben. Insofern also auch dort eine Aufweichung der antischwulen Strukturen. Im Gefängnis zu sein ist wohl relativ besser als im KZ zu sein. Da spielt sich tatsächlich eine Entwicklung ab hin zu größerer Toleranz?

Fichte: Ja. Es gibt mehrere Inseln, die in zunehmendem Maße als homosexuell von den Nachbarinseln verschrien sind.

Krey: Und welche Gründe gibts dafür? Ist das mehr der internationale Tourismus oder ist es das Selbstbewusstsein der Einheimischen?

Fichte: Wenn Sie Selbstbewusstsein sagen, dann setzen Sie ja schon ziemliche Kasten, dann setzen Sie die Kaste der Homosexuellen und die Kaste der Nicht-Homosexuellen, und die Homosexuellen sind sich nun dessen bewusst geworden. Das, glaube ich eben, ist falsch.

Krey: Das meine ich nicht. Ich meine einfach die politische Selbständigwerdung. Also Grenada als Beispiel, das Abschütteln, also das Selbstbewusstsein der Einheimischen, der Bevölkerung dort, nicht mehr das Fremdbestimmte, sondern dass man sich von Herrschaftsformen, von Unterdrückungsformen löst: Ob diese ins Liberalere gehende Strömung eher damit zu tun hat oder ob es internationale westliche Einflüsse sind oder irgendwas Drittes?

Fichte: Es ist ja immer alles. Sicher ist es beides. Ich weiß nicht, obwohl ich eigentlich an eine sexuelle Determinierung der Homosexualität glaube, ich glaube also sicher, wir sind alles, und was wir dann realisieren, das ist die Möglichkeit, die sich uns bietet. Und je störungsloser diese Entwicklung vor sich geht, desto breiter sind unsere sexuellen Möglichkeiten. Ich glaube nicht, dass man dadurch, dass man 50 Homosexuelle aus New York nach Babelos[?] bringt, ein Land homosexuell macht. Aber sicher trägt der Tourismus dazu bei. Der Stolz und die

Liberalität auf einigen der Inseln der Homosexualität gegenüber – die sind also sicher nicht durch den Tourismus bedingt. Da ist bei den Menschen selbst etwas vorgegangen.

Krey: Aber Sie beschreiben doch andererseits in *Xango*¹² und anderen Büchern, dass die Homosexualität dort auch religiös verankert ist, in diesen Kulturen, bei den Priestern oder wie Sie es auch bei den matriarchalen Formen beschrieben haben bei den Männern, dass sie sehr alte Wurzeln hat, diese gewisse Wertschätzung der Homosexualität.

Fichte: Das beschreibe ich genau nicht. Ich beschreibe, dass durch diesen seltsamen Vorgang, dass die Mutter, matrifokal, jetzt die wichtige Person in einer brasilianischen Familie, um ein Beispiel zu nennen, geworden ist, dass sich dadurch bestimmte Sexualgewohnheiten auch verändern. Das kann möglicherweise auch gegen die afroamerikanischen Religionen geschehen. Die afroamerikanischen Religionen sind durch eine große Toleranz allem gegenüber gekennzeichnet, wie überhaupt der Afroamerikaner eher indirekt diskriminiert als direkt. Eine Verhaltensweise wird erst einmal einbezogen, und dann versucht man mit ihr umzugehen und sie durch dieses Umgehen dann zu isolieren oder so. Es ist immer eine starke kleinbürgerliche Komponente bei diesen

¹² Hubert Fichte: *Xango*. Die afroamerikanischen Religionen. Bahia-Haiti-Trinidad. 1: Texte und Fotografien, zusammen mit Leonore Mau. 2: Textband. Frankfurt am Main 1976.

afroamerikanischen Massenreligionen, und die wiederum diskriminiert Homosexualität. Das ist auch modeabhängig. Eine Zeit lang war es sehr Mode, dass ein Kanobli[?]-Priester schwul war. In der letzten Zeit wurde es mit einem Mal dann Mode, dass sie ihre Männlichkeit, weil es so viele Publikationen darüber gegeben hatte, und jetzt sagten sich die Kanobli-Priester: Es ist eigentlich unerhört, dass ich nun automatisch als Enjenjido[?] verschrieben werde; nein! ich bin ganz macho! Wie es im Moment ist – meine Schilderungen aus Brasilien sind zehn Jahre alt ...

Krey: Und hier vielleicht als Schlusspunkt zum Thema: Gehen Sie in dem neuen Buch auch auf die Homosexualität ein?

Fichte: Ja. Das ist ja eine ständige Komponente meines Schreibens. Und ich versuche so genau wie nur irgend möglich die Fakten darüber zu sammeln, und möchte dadurch eigentlich auch andere stimulieren, Ähnliches zu tun. Und ich glaube wirklich, dass das mein Beitrag zur Schwulenzbewegung ist, und es wäre schön, wenn man mir auch ein bisschen dabei helfen könnte.

Krey: Das heißt also, wenn Sie vorhin bemängelt haben, dass man nicht an Sie herantreten ist in konkreten Fällen: Falls sich die Schwulenzbewegung, oder falls wir uns bessern, wären Sie schon noch mal ansprechbar.

Fichte: Also ich glaube, das Wichtigste ist, dass wir über uns selbst Bescheid wissen, dass wir wissen, was vorgeht, dass wir die Öffent-

lichkeit darauf hinweisen, was vorgeht, und dass es Bibliotheken gibt, dass es Karteien gibt, dass man über Gesetze Bescheid weiß.

»Die entsetzlichsten Homosexuellenpogrome der Neuzeit« – Wie werden die Massenmorde an schwulen Männern im NS erklärt?

1. Erklärungsversuche von Lautmann und Mitarbeitern 1977

Als 1977 der Sammelband *Seminar Gesellschaft und Homosexualität* von Rüdiger Lautmann und Mitarbeitern erschien, war dies der Beginn der Erforschung der nazistischen Schwulenverfolgung. Das markanteste, bis heute als gesichert geltende Resultat dieser frühen Forschungen besagt, dass mindestens 5000 Männer wegen Homosexualität zwischen 1933 und 1945 in die Konzentrationslager gesperrt wurden und dass die Todesrate dieser »Männer mit dem Rosa Winkel« 60 Prozent betrug (S. 333 und S. 350).

Lautmann und Mitarbeiter stellen auch Überlegungen zu der Frage nach den Ursachen an, die diese in ihren Ausmaßen historisch einmalige Verfolgung und Ermordung Schwuler, diesen »entsetzlichsten Homosexuellenpogrome der Neuzeit« (S. 300), zugrunde lagen. Sie schlagen vor, die NS-Homophobie gewissermaßen als Spezialfall jener Homophobie zu betrachten, die »ein universelles Merkmal faschistischer Herrschaft« sei (S. 300). Sie bedauern das Fehlen vergleichender deskriptiver Untersuchungen zur Homophobie diverser faschistischer Regimes, halten aber dennoch an der starken These eines Zusammenhangs zwischen gesteigerter Homosexuellenrepression und Faschismus fest.

Was jedoch den Hitlerfaschismus mit seiner geschichtlich einzigartigen Schwulenverfolgung betrifft, so werden einige

zusätzliche »Faktorenbündel« für eine Erklärung herangezogen:

- Die nazistische Rassentheorie sei im wesentlichen eine Sexualmoral und als solche zentraler Bestandteil des NS-Ideologiesyndroms. Askese und sexuelle »Normalität« waren propagierte Leitbilder: »Als idealer Mensch fungierte ein körper- und willensstarker, tatkräftiger Mann [...] Die Faschisten müssen im homosexuellen Mann eine Verkörperung von Persönlichkeitsmerkmalen und Verhaltensweisen bekämpfen, die ihren eigenen Idealen des rücksichtslosen Kampfes, des moralischen Rigorismus und des staatsfrommen Antiindividualismus entgegenlaufen« (S.302).
- Der beschleunigte soziale Wandel (Industrialisierung, Urbanisierung, Wanderungen) führte in den dreißiger Jahren in Deutschland zu verbreiteter »Angst, freischwebender Aggressivität, Empfänglichkeit für Propaganda und Mobilisierung von Affekten«, was einen »Zusammenbruch der Modernisierung auf einer hohen Entwicklungsstufe« resp. »den Kollaps eines bereits relativ differenzierten und modernen Systems« zur Folge gehabt habe (S. 303).
- Kollaps und Zusammenbruch werden auch als »Krise« bezeichnet, die »Faschismus und Homophobie« hervorbringt, was der sozialdemokratische Faschismusanalytiker R. Löwenthal in den dreißiger Jahren unter Weglassung der Homophobie so ausdrückte: »Die faschistische Bewegung mit-

samt ihren Führern ist ein Zeretzungsprodukt der Krise des freien Kapitalismus und der von ihr bedingten Krise der demokratischen Institutionen« (S. 305).

- Homophobie werde zudem von faschistischen Diktaturen wie der deutschen instrumentalisiert, »um ihre Herrschaftsziele besser durchsetzen zu können« (S. 306) und die herrschaftstragenden Institutionen Familie, Männerbund, Väter-Autoritarismus und Geschlechterdifferenzierung/ Frauenfeindlichkeit zu stabilisieren. Dies geschehe im Prozess der »Gleichschaltung aller Gruppen, die zuvor mehr oder weniger autonom existiert hatten; ihre Selbständigkeit wurde nunmehr aufgehoben, besonders rasch und brutal im Falle der Homosexuellen und ihrer Subkulturen« (S. 307).

Es bleibt unklar, ob Lautmann und Mitarbeiter, wenn sie abschließend »mit dem theoretischen Konzept der sozialen Kontrolle« operieren (S. 365), die NS-Schwulenverfolgung lediglich *beschreiben* oder doch auch *erklären* wollen. Unter dem Stichwort »soziale Kontrolle« drängt sich den Autoren der Gedanke auf, »das KZL [Konzentrationslager] als Vollstrecker der allgemein-gesellschaftlichen Antihomosexualität anzusehen.« Und weiter: »Homophobie war jedenfalls damals noch so verwurzelt, dass auch Maßnahmen härtester Art, wie das KZL, kaum Widerspruch in der Bevölkerung, außerhalb des betroffenen Kreises, hervorriefen – so wie die

Inhaftierung der Kommunisten aus Antikommunismus und die der Juden aus Antisemitismus hingenommen wurde. Die dreißigjährige Aufklärungskampagne des Wissenschaftlich-humanitären Komitees (M. Hirschfeld u.a.) mochte zwar eine gewisse Bresche in die rationale Beurteilung vorwiegend bei Intellektuellen geschlagen haben, aber auch ohne demoskopische Daten aus jener Zeit darf man annehmen, dass die Homophobie im Kern ungebrochen dastand und das Bevölkerungsverhalten mitgestaltete« (S. 364).

Diese Darlegungen, 1977 unter Rückgriff auf soziologische Theorien (Parsons und Eisenstadt werden ausdrücklich erwähnt) formuliert, erscheinen wohl nicht erst heute in mehrfacher Hinsicht als unzulänglich.

Warum gab es im Deutschen Reich während der zwölfjährigen NS-Diktatur jene »entsetzlichsten Homosexuellenpogrome der Neuzeit«?

Antwort: Weil (1) »Homophobie ein universelles Merkmal faschistischer Herrschaft« ist und war und weil (2) die Nazis mit ihren KZs »Vollstrecker der allgemein-gesellschaftlichen Antihomosexualität« waren.

Ich halte Hypothese (1) für falsch und Hypothese (2) für trivial. Zudem tragen alle beide nichts zum entscheidenden Punkt bei, zur Erklärung jener singulären, bis zum vieltausendfachen Massenmord gesteigerten Homophobie im NS.

Die Annahme einer universellen faschistischen Homophobie ist insofern falsch oder wenigstens unsinnig, als in der ersten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts weltweit *kein* staatliches Herrschaftssystem existierte, das *nicht* von Homophobie

deformiert gewesen wäre. Daher taugt das Vorhandensein oder die Abwesenheit von Homophobie nicht als Unterscheidungsmerkmal für Faschismus/Nicht-Faschismus. Sinnvoll und berechtigt war jedoch die Forderung nach einer »historisch vergleichenden, deskriptiven Untersuchung der Verhältnisse in Italien unter Mussolini, Spanien unter Franco [...]« (S.300), die bedauerlicherweise bis heute Desiderat geblieben ist.

Die Homophobie aller Faschisten wäre vielleicht zu retten, wenn man noch einen Schritt weiter geht und behauptet: Homophobie ist immer faschistisch. Dieser totale Faschismusverdacht war ja in den siebziger Jahren in schwulenbewegten Kreisen manchmal zu vernehmen. Lautmann und Mitarbeiter standen aber diesen Kreisen vermutlich nicht allzu nah.

Als Illustration zu meiner Warnung vor der simplen Zuordnung Faschismus / Homophobie und der darin implizierten Nichtfaschismus / Nichthomophobie möchte ich auf die Schicksale von Gustave Beyria und Gaston Lestrade verweisen, die es gewagt hatten, zur Jahreswende 1924/25 in Paris eine Schwulenzeitschrift *Inversions* herauszugeben. Vier Ausgaben konnten erscheinen, dann kam das Verbot. Im April 1925 erschien noch ein fünftes Heft mit dem neuen Titel *L'Amitié*, dann kam die Verhaftung. Zunächst wurden die beiden Herausgeber wegen »Angriffen auf die guten Sitten« (outrages aux bonnes mœurs) zu zehn Monaten Gefängnis (Beyria) und sechs Monaten Gefängnis (Lestrade) sowie zu je 200 Francs Geldstrafe verurteilt. Vom obersten Gerichtshof wurde das Urteil später gemildert auf drei Monate Gefängnis und 100 Francs

Geldstrafe für jeden. Im folgenden Vierteljahrhundert sollte es kein schwuler Franzose wagen, in Frankreich eine einschlägige Zeitschrift zu produzieren. Erst 1952 gab es in Paris einen zweiten Versuch mit dem schönen Namen *Futur* (Barbedette & Carassou 1981, S. 151 ff.) Über den staatlichen Terror gegen Homosexuelle in Frankreich, der anders als in Deutschland vor allem mit Strafbestimmungen zum Schutz der guten Sitten in der Öffentlichkeit operierte, gibt es, soweit ich sehe, keine Untersuchungen.

Ähnliches gilt leider auch für England und Irland, wozu Hirschfeld noch 1914 mitteilte, dass das dortige Strafrecht, der Offences against the Person Act von 1861 die »Sodomie, d.i. imissio penis in anum (auch bei heterosexuellem Verkehr)« als Strafe »lebenslängliches Zuchthaus« vorsieht. Der Versuch wurde mit »Zuchthaus bis zu zehn Jahren« geahndet (Hirschfeld 1914, S. 842 f.) Oscar Wilde wurde 1895 »nur« zu zwei Jahren Gefängnis mit Zwangsarbeit verurteilt, weil ihm »Sodomie« nicht nachzuweisen war und deshalb nur der Criminal Law Amendment Act von 1885 zur Anwendung kam. Unterscheidet sich aber Wildes gut dokumentiertes Martyrium im Reading Goal grundsätzlich von den Leiden eines Rosa-Winkel-Häftlings in einem deutschen KZ?

Nehmen wir zum Vergleich Italien, das Mutterland des Faschismus, so hat bereits 1927 das Wissenschaftlich-humanitäre Komitee ihm bekannt gewordene »schwere Misshandlungen Homosexueller durch faschistische Miliz« angeprangert (Anonym 1927) und Dall'Orto hat 1986 erstmals Hinweise auf Deportationen

einer unbekanntem Zahl von Männern wegen Homosexualität in Strafkolonien Ende der dreißiger Jahre publiziert. Nichts aber deutet darauf hin, dass der staatliche Terror gegen Schwule während der faschistischen Diktatur in Italien sich in seinen Ausmaßen oder in dem Grad seiner Grausamkeit und Brutalität von entsprechenden Erscheinungen in demokratischen Staaten jener Epoche unterschied.

Das zweite Erklärungskonzept von Lautmann und Mitarbeitern, nach dem die Nazis mit ihren KZs »Vollstrecker der allgemein-gesellschaftlichen Antihomosexualität« waren, genügt nun gar nicht zur Erklärung der exzeptionell großen Opferzahlen. Es ist gewiss unstrittig, dass die Nazis die Homophobie nicht erfunden haben, sondern nur das aufgriffen, was sie an antimodernen und restaurativen Ideologien und Stimmungen in der Bevölkerung vorfanden. Zu erklären wäre aber gerade, dass die Nazis nicht bloße »Vollstrecker« irgendeines Bevölkerungswillens waren, vielmehr haben sie diesen homophoben Bevölkerungswillen, indem sie ihn vollzogen, in einer bis dahin unbekanntem Weise radikalisiert und zu einer kreuzzugsartigen Vernichtungskampagne gesteigert. Eben diese Radikalisierung und Steigerung bis zum Massenmord wäre aber zu erklären, denn sie war eine originäre Leistung der Nationalsozialisten und nicht nur der Vollzug oder die Vollstreckung eines homophoben Volksempfindens, das schon immer vorhanden war.

2. Richard Plants Himmlerporträt

In seinem Buch *The pink triangle* von 1986, das 1991 in deutscher Übersetzung erschien, unternahm Richard Plant einen

Versuch, die Ursachen für den »Krieg der Nazis gegen die Homosexuellen« zu ergründen. Über die Aufzählung und zeitliche Ordnung bekannter Fakten kommt er dabei nicht hinaus. Er deutet an, dass die Biografie Heinrich Himmlers, der nach Hitler mächtigsten Figur im Polizeiapparat und KZ-System der Nazis, Aufschlüsse über die Motivation der Nazis geben könnte. Mehr als der Nachweis, dass Himmler tatsächlich hoch motiviert war, die Schwulen zu verfolgen und die Homosexualität auszurotten, kann Plant nicht beibringen und stellt am Ende resigniert fest: »Was geschehen ist, ist nun bekannt. Die Frage des Warum ist dagegen immer noch nicht beantwortet« (S. 163). Mit den Vorstellungen Lautmanns und seiner Mitarbeiter von 1977 zur Beantwortung der Frage des Warum, setzt Plant sich nicht auseinander.

3. Jellonneks Gedanken- gebäude-Forschung

Jellonneks Dissertation von 1991 ist insofern ein Meilenstein in der Erforschung der NS-Schwulenverfolgung, als es ihm gelang, aus bis dahin unbeachteten Quellen eine zeitlich und regional stark schwankende Verfolgungsintensität der diversen Nazi-Polizeien gegenüber Homosexuellen nachzuweisen. Vorstellungen von einer stetigen und landesweit einheitlichen Verfolgung, die zum Kriege hin zunahm, sind seither nicht mehr zu halten.

Jellonnek erwägt auch mögliche Gründe für die gesteigerte NS-Homophobie und will im »ideologischen Gedankengebäude der nationalsozialistischen Homosexuellenverfolgung« (S. 19) hierzu Hinweise finden. Er nimmt an, eine Erklärung für die Diskriminierung von Homosexuellen sei im »ag-

gressiven NS-Rassismus« zu suchen, der »die ›Aufartung‹ des eigenen Volks durch die rigorose Ausmerzung von ›Minderwertigen‹ in der eigenen ethnischen Gruppe« anstrebte (S. 19). Der NS-Rassismus sei ein gesellschaftspolitisches Instrument gewesen, mittels dessen der propagierte »Volksgemeinschaftsgedanke« der Nazis realisiert werden sollte. Dieser Gedanke plus Rassismus soll nun die Diskriminierung und Vernichtung von »Fremdvölkischen« begründen, sowie die Verfolgung der »politischen Gegner« und der Homosexuellen (S. 20). Dies bedeutet aber eine Anwendung der Rassenideologie auf Bereiche, die nicht einmal von den Nazis darunter gefasst wurden. Sie mussten Kommunisten, Sozialisten und Schwule nicht unter irgendwelche Rassekonzepte rubrizieren, um sie als Volk- und Staatsfeinde zu bekämpfen und ihnen nach dem Leben zu trachten. Es gab zwar in der NS-Propaganda Vermischungen der diversen Feindbilder. So hat etwa Hitler schon 1920 in einer Rede, von der leider nur der Bericht eines Polizeispitzels überliefert ist, Kommunismus, Kapitalismus und Homosexualität als Erfindung der Juden bezeichnet, die so das deutsche Volk bedrohen: »Zum Schlusse kam Hitler wieder auf das Judentum überhaupt zu sprechen und sagte ihm schärfsten Kampf an. Der revolutionäre Jude macht die Revolution und zerstört alles; der Bankjude baut dann wieder auf, um sich seine Taschen zu füllen. Auch der Fall Dr. Magnus Hirschfeld, den er des geistigen Mordes an Tausenden von deutschen Volksgenossen bezichtigte, streifte er ebenfalls kurz. Ich kann es nicht verstehen, daß solche Leute nicht vor den Richterstuhl zitiert werden. Im

Gegenteil, die Staatsanwaltschaft schützt solche Schweinejuden! Da muß sich das Volk selbst helfen und Volksjustiz ausüben« (Hitler 1980, S. 248).

Das war aber nur in dem Sinne rassistisch, als sich die Nazis eine jüdische Rasse konstruierten, der sie die Schuld an allen Übeln dieser Welt zuschrieben. Insofern war der NS-Rassismus im wesentlichen Antijudaismus.

Was aber das von Jellonnek so genannte ideologische Gedankengebäude der Nazis betrifft, so sieht er den entscheidenden Punkt in einer homogenen Volksgemeinschaftsutopie:

»Die Hatz auf Homosexuelle war [...] geleitet von dem Streben, eine Utopie von Volksgemeinschaft zu verwirklichen. Darin aber gab es für Homosexuelle keinen Platz – ebenso wie für alle anderen für abweichend erklärten Störenfriede, waren sie nun politisch, sozial, ethnisch oder aufgrund ihrer sexuellen Lebensform auffällig.« (S. 22)

Diese offensichtlich zutreffende Feststellung ist jedoch völlig ungeeignet, das Spezifikum der nationalsozialistischen Volksgemeinschaftsutopie zu benennen, geschweige denn zu erklären. Nicht nur die Nazis, sondern ausnahmslos alle ihre Vorgänger in der Regierung des Deutschen Reiches bis hin zu den Hohenzollern erstrebten solche bürgerlichen Gesellschaftsutopien von einem Ende der Klassenkämpfe, einem stabilen sozialen Frieden, der von effizienten Polizei- und Strafjustizapparaten gesichert wird und alle, die diese Harmonie stören, zwangsweise resozialisiert oder, wo dies nicht gelingt, wegsperret. Was die NS-Diktatur von allen anderen bürgerlichen Regimes unterschied, wie faschistisch oder demokratisch sie auch immer gewesen sein

mögen, war jenes einzigartige Maß an staatlich organisiertem Massenmord, an dem sich erhebliche Teile der Bevölkerung als willige Vollstrecker beteiligten und dem Millionen von Menschen zum Opfer fielen, darunter auch einige Tausend homosexuelle Männer. Es waren gerade solche mörderischen Methoden zur Verwirklichung einer homogenisierten und formierten Bevölkerung, die das NS-Regime charakterisiert; das Ideal eines von inneren Feinden gereinigten Volkskollektivs teilten die Nazis mit anderen Regierungen jener Zeit.

Ich halte es für einen Hauptmangel in Jellonneks Arbeit, dass er dieses distinkte Charakteristikum des Dritten Reiches nirgendwo benennt. Jellonnek weist mehrfach die ohnehin nicht ernst zu nehmenden Ansichten von einem im NS stattgefundenen schwulen Holocaust zurück. Solche Zurückweisungen sind gewiss sinnvoll und berechtigt. Die Charakterisierung des Massenmords an Homosexuellen im Dritten Reich als historisch singuläres Großverbrechen hätte aber in diesem Kontext nicht unterbleiben dürfen.

4. »Nationalsozialistischer Terror ... « 2002

Der kürzlich von Jellonnek und Lautmann herausgegebene Sammelband *Nationalsozialistischer Terror gegen Homosexuelle* enthält mehrere Äußerungen zu der hier erörterten Frage. So referiert Lautmann die von ihm und seinen Mitarbeitern 1977 vorgelegten Erklärungsversuche, die im vorliegenden Text eingangs diskutiert wurden. Allerdings unterlässt er, die seinerzeitige superlative Charakterisierung der NS-Schwulenverfolgung als »entsetzlichsten Homosexuellenpogrome der Neuzeit« zu wie-

derholen. Dies wäre auch kaum mit der jetzt besonders betonten Erklärung vereinbar, dass »das KZL« mit seinem Terrorismus und Massenmord bloß »als Vollstrecker der allgemeingesellschaftlichen Antihomosexualität anzusehen« sei (S. 48).

Giles verwendet bei seinen Erklärungsversuchen in dem Sammelband quasi sozialpsychiatrische Termini, leider ohne dies näher zu erläutern. So glaubt er, dass »eine Art Psychose bei Himmler und seiner Polizei« vorgelegen habe und die Homophobie der Nazis hält er für »krankhaft« (S. 116); in NS-Führungskreisen diagnostiziert er »Paranoia« (S. 109). Glücklicherweise spinnt Giles diesen pathologischen Erklärungsversuch nicht weiter aus, sondern weist eine andere weit verbreitete Erklärung zurück. Diese besagt etwa, dass Himmler selbst den wahren Grund für die NS-Schwulenverfolgung ausgeplaudert habe, nämlich die Idee, dass Homosexuelle am Geburtenrückgang schuld seien: wenn die suchtenmäßige Verbreitung der männlichen Homosexualität nicht gestoppt werde, dann bleibt kaum jemand übrig für die Zeugung von Nachkommen und das deutsche Volk stirbt aus usw. Diese eher skurrile Wahnidee Himmlers für bare Münze zu nehmen und in ihr die Ursache der damaligen Homophobie entdecken zu wollen, weist Giles mit feiner Ironie als »sehr vernünftige Interpretation« zurück (S. 117). Er fordert dann eine Erklärung für »die Brutalität, die gegen ganz normale Schwule angewandt wurde; oder die Boshaftigkeit der Polizei und SS; die Schadenfreude der Befürworter der Entmanung; die Verachtung auch der anderen KZ-Häftlinge [...] die sadistische Freude an der Verprügelung von schutzlosen

Homosexuellen« (S. 117). Bei der Suche nach Gründen für diese Phänomene gerät Giles dann aber in Theweileitsches Fahrwasser und produziert nur noch äußerst schlichte Wahrheiten wie diese: »Verklemmtheit über sexuelle Fragen bestimmte die ganze Sexualpolitik des Dritten Reiches«, oder: »Insofern waren die NS-Machthaber wirklich Kinder ihrer Zeit, d.h. sie hegten genau die Einstellungen zu den Sexualverhältnissen, welche die Kindheit und Jugend vieler Parteimitglieder in der Zeit um die Jahrhundertwende und vor dem Ersten Weltkrieg geprägt hatte« (S. 118) Mehr fällt ihm dazu nicht ein.

Oosterhuis referiert in seinem Beitrag zunächst Erklärungen, die er für gegenwärtig geläufig, wenn auch nicht für »völlig überzeugend noch vollständig« hält (S. 119). Demnach sollen die Nazis von einer »umfassenden biomedizinischen Welt-sicht« geleitet gewesen sein, in der sie ihre Schreckensherrschaft einschließlich der Schwulenverfolgung für den Abwehrkampf gegen tödliche Krankheiten hielten, die das deutsche Volk bedrohten. Oosterhuis glaubt nun, es sei »von besonderem Gewicht«, dass die Nazis in der Homosexualität »eine Gefahr für den sozialen und politischen Zusammenhalt ihrer eigenen Bewegung, die auf den Männerbund gegründet war«, gesehen hätten (S. 120). »Die Furcht, dass reine männliche Kameradschaft – notwendig für den Zusammenhalt militärischer Organisationen – zur Homosexualität entarten könnte, stachelte zu dem scharfen Vorgehen an. In ihren Augen galt es, die Reinheit und Disziplin im nationalsozialistischen Männerbund aufrecht zu erhalten« (S. 126).

Die Hauptschwäche der Oosterhuis'schen These, die Nazis hätten in den schwulen Männern »Gefahren für den NS-Männerbund« gesehen und ihre Schwulenverfolgung zum vermeintlichen Schutz ihres Männerbundes betrieben, scheint mir in der mangelhaft begründeten Annahme zu liegen, jener ominöse Männerbund sei irgendwie typisch deutsch oder wenigstens typisch nazistisch und sei im Ausland gar nicht oder nicht in diesem dominanten Ausmaß vorhanden. Diese Annahme hat er offensichtlich nicht selbst erfunden, sondern stillschweigend von George Mosse übernommen, der sie seit 1985 (*Nationalism and Homosexuality*) zu begründen versuchte, so beispielsweise in CAPRI 2/1987, S. 18: »Dennoch war das Ideal der Kameradschaft als einer Verbindung von Männern in Frankreich nicht so voll entwickelt wie in Deutschland mit seinen in sich geschlossenen Kameradschaften. Dort umfassen die »Männerbünde« nicht nur den Kult der Männerfreundschaft, den männlichen Eros, oder die gemeinsame Liebe zum Leben, sondern bedeutete die Unterordnung jedes Individuum unter die gemeinsamen Ideale von der vorrangigen Pflicht, diese in die Praxis umzusetzen. Vielleicht implizierte die französische »equipe« solch eine geschlossene Welt, aber es scheinen ihr die festen Konturen der deutschen »Bünde« zu fehlen.« Mosse hat sich wenigstens noch bemüht, seine Idee vom typisch deutschen Männerbund durch Vergleiche mit den Nationalismen anderer Staaten zu untermauern. Für Oosterhuis ist das nicht mehr erforderlich: der typisch deutsch-faschistische Männerbund ist das doktrinäre Fundament seiner These.

Mosse argumentiert zwar mit Fakten aus der deutschen Geschichte seit den Befreiungskriegen, es gelingt ihm aber nicht zu zeigen, dass es für seine Beispiele nicht auch Entsprechungen in andern europäischen Staaten und in Nordamerika gibt. Inwiefern die Turngemeinden F.L. Jahns männerbündlerisch waren und die englischen Männersportorganisationen nicht, kann Mosse nicht zeigen. Warum soll der preußische Militarismus homoerotischer organisiert gewesen sein als der französische, in deutschen Männergesangsvereinen mehr männlicher Eros anwesend gewesen sein als in schwedischen Männergesangsvereinen? Und der Nachweis, dass die Nazibewegung eher ein Männerbund war als der Christliche Verein Junger Männer (1844 in London gegründet, seither weltweit organisiert), dürfte erhebliche Schwierigkeiten bereiten. Ich glaube, die Deutung der Nazibewegung und des Nazistaates als Männerbund trägt nichts zu Erklärung des NS und seiner Großverbrechen bei, auch nicht zur Erklärung der nazistischen Schwulenverfolgungen.

Eine gewisses Interesse könnte vielleicht die Frage wecken, wie denn die Nazis selbst das damals einigermassen moderne Schlagwort vom Männerbund diskutierten. Soweit ich sehe, hat man diese Frage bisher ignoriert und sich stattdessen mit der Erkenntnis begnügt, dass Hans Blüher, der ja irgendwie Nazi-nah war und später behauptete, Hitler habe ihm seine Männerbundidee entwendet, alles Wichtige dazu gesagt habe. Tatsächlich spielte der Ausdruck »Männerbund« in den ideologischen Produktionen einiger Nazi-Autoren eine gewisse Rolle, so bei den Philosophieprofessoren Ernst Kriek

(Menschenformung, Leipzig 1928, 3. Auflage 1935; darin besonders die Kapitel: *Die Männerbünde und Der Ephebe und die griechischen Männerbünde*) und Alfred Baeumler (Männerbund und Wissenschaft, Berlin 1934), ferner bei der Spitzenfunktionärin der NS-Frauenenschaft Lydia Gottschewski (*Männerbund und Frauenfrage*, München 1934) der Fall. Die drei Autoren bemühten sich mit eher mäßigem Erfolg, das Männerbundkonstrukt ihren Parteigenossen und -genossinnen schmackhaft zu machen. Sie scheiterten letztlich bei dem Versuch, die damals zeittypische Frauenunterdrückung und Männerherrschaft als zu einem deutschen Wesen gehörig darzustellen. So ist etwa folgende Stelle bei Baeumler ähnlich großmäulig und inhaltlos wie beliebige Hitler-Reden: »Weil der Deutsche wesentlich kriegerischer Natur ist, weil er für die Freundschaft geboren ist, deshalb kann die Demokratie, die in ihrer letzten Konsequenz dazu führt, daß Weiber über Männer richten dürfen, niemals in Deutschland gedeihen [...] Freilich ist möglich, daß die Demokratie trotzdem herrschend wird, daß sie sich zwar nicht ganz durchsetzen kann, aber doch Kraft genug behält, um alle Ansätze zur Entfaltung des Männerbundes zu unterbinden. Das ist der Zustand in Deutschland bis zum Jahre 1930 gewesen.« (Männerbund und Wissenschaft, S. 39 f.) Wer solche Propagandaphrasen zur Rechtfertigung von Diktatur, Krieg und Frauenunterdrückung für bare Münze nimmt und ihnen einen heuristischen Wert für die Erforschung des NS zuschreibt, der ignoriert die Differenz zwischen Propaganda und Herrschaftspraxis des NS-Regimes. Zur Erklärung einer

geheimen homosexuellen Grundlage des Hitlerfaschismus erscheint mir ein Männerbundkonstrukt wenig ergiebig. Es trägt eher zur Vernebelung der diesbezüglichen Grundlagenforschung bei als zu ihrer Aufklärung.

Wenn Oosterhuis schon nicht argumentativ begründen kann, dass die Erklärung der NS-Schwulenverfolgung in der Männerbundförmigkeit des NS zu finden ist, geschweige denn, dass der NS überhaupt als Männerbund funktionierte, dann hat er doch zumindest unbeabsichtigte Hinweise gegeben, in welche Richtung nach solchen Erklärungen gefahndet werden könnte. So schreibt er etwa: »Allerdings war der Männerbund für die Nazis insoweit problematisch, als er seit Ende des 19. Jahrhunderts in bestimmten Kreisen einen deutlich homoerotischen Ruch angenommen hatte. In Diskussion über Wesen, Ausmaß und Erklärung männlicher Homosexualität war diese wiederholt mit Freundschaft und Männerbindung in Beziehung gebracht worden« (S. 124). Bestimmte Kreise? Diskussion über Wesen, Ausmaß und Erklärung männlicher Homosexualität? Warum belässt es Oosterhuis hier nur bei vagen Andeutungen? Er verrät es uns nicht, erzählt aber, dass sich Himmler einmal in einer Ansprache auf Blüher bezogen habe.

5. Anders als die Andern – die *Differentia specifica* der deutschen Gesellschaft vor 1933

Ich möchte auf einen Punkt hinweisen, in dem sich die deutsche Gesellschaft im ersten Drittel des zwanzigsten Jahrhunderts von allen anderen in Europa und Nordamerika unterschied: die Schwulenbewegung, die auf Initiative Magnus

Hirschfelds 1897 in Charlottenburg und Leipzig entstand. Die damalige deutsche Schwulenbewegung war natürlich mehr als nur einige Hundert Tunten und sympathisierende Heteros des Wissenschaftlich-humanitären Komitees oder die paar Dutzend »Homoeroten« der Gemeinschaft der Eigenen. Die Schwulenbewegung existierte vor allem in den Resultaten ihrer Agitations- und Propagandatätigkeit, die von den staatlichen Zensurbehörden kaum behindert wurde und die Themen wie die Homosexualität der Männer, das Strafrecht gegen Homosexuelle, Verführungsgefahr der männlichen Jugend usw. immer mehr ins öffentliche Bewusstsein eindringen ließ, ihnen einen festen Platz in den Medien, in den Diskursen der politischen Klasse und der religiösen und literarischen Autoritäten im Deutschen Reich sicherte. Vorher, also in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts gab es zwar bereits besonders im französischen und italienischen Sprachgebiet eine öffentliche Erörterung der Homosexualität. Diese Öffentlichkeit blieb jedoch so gut wie vollständig auf den engen publizistischen Bereich der kriminologischen und psychiatrischen Autoren beschränkt.

Falls nach 1900 in der ausländischen Öffentlichkeit das Thema zur Sprache kam, waren dies in den meisten Fällen Berichte und Kommentare zu den Vorkommnissen im Deutschen Reich. So war der Tod des schwulen Krupp mit seiner Vorgeschichte (1902) ein globales Medienereignis, das nur noch von der Eulenburg-Affäre der Jahre 1907/08 übertroffen wurde. Besonders in der französischen Presse gab man sich damals überzeugt, die Homosexualität sei eine Unsitte deutscher Männer (*vice allemande*). Zu

diesen spektakulären quasi Zwangoutingfällen gab es im Ausland ebenso wenig Parallelen wie zum Fall Röhm von 1931/32. Alle drei Fälle waren nur möglich in einer Öffentlichkeit, in der die Kontroversen über verschiedene Aspekte der männlichen Homosexualität im Strafrecht, in der Medizin, in den politischen Parteien, in der Kulturgeschichtsforschung, in den Kirchen, beim Militär usw. nahezu unbehindert ausgetragen wurden. Die Anstöße dazu kamen regelmäßig von der Schwulenbewegung, die mit ihrer Publizistik die Zustimmung, öfter aber den Widerspruch und die Debatten in den vielfältigsten Sphären der Öffentlichkeit provozierte.

Der Demokratisierungsschub, den die deutsche Gesellschaft mit dem Ende der Hohenzollernherrschaft und der Niederlage im Krieg seit 1918 erlebte, begünstigte auch das weitere Vordringen der homosexuellen Thematik ins öffentliche Bewusstsein. Dass eine Figur wie Hitler schon 1920 zu einschlägigen öffentlichen Äußerungen veranlasst wurde, ist bereits erwähnt worden. Dass aber die Nazis wie keine andere konterrevolutionäre oder faschistische Bewegung in irgendeinem anderen Land mit dieser Unausweichlichkeit wie damals in Deutschland mit öffentlichen Erörterungen der Männerliebe konfrontiert waren, halte ich für entscheidend und maßgeblich für ihre praktizierte Homophobie.

Das im Weltmaßstab einzigartige Niveau der Enttabuisierung männlicher Homosexualität in der deutschen Öffentlichkeit vor 1933 ist meiner Ansicht nach die wichtigste Ursache für die ebenfalls einzigartige homophobe Reaktion der zur Herrschaft gelangten

Hitlerfaschisten nach 1933, für die von den Nazis in den zwölf Jahren ihrer Diktatur veranstalteten entsetzlichen Homosexuellenpogrome der Neuzeit.

Man könnte gegen diesen Erklärungsvorschlag einwenden, dass ein so komplexes Ereignis wie die NS-Schwulenverfolgung nicht einfach monokausal oder »unifaktoriell« als Reaktion oder Überreaktion auf die schwule Emanzipationsbewegung vor 1933 interpretiert werden könne. Ein solcher Einwand übersieht aber zweierlei:

Zum einen war die Schwulenbewegung damals ein ähnlich differenziertes und »facettenreiches« Gebilde wie andere wirkungsmächtige gesellschaftliche Phänomene jener Zeit (die Inflation, die Filmindustrie, der Massensport o.ä.) Ein anschauliches Bild von der vielfältigen regionalen wie institutionellen Gliederung der damaligen Schwulenbewegung vermittelt übrigens der Ausstellungskatalog *Goodbye to Berlin? 100 Jahre Schwulenbewegung* (Berlin 1997). Wenn man aber den Begriff Schwulenbewegung auf ein paar Klubs und Vereine reduziert und so essentielle Dimensionen ausblendet, wäre der Monokausalitätseinwand zutreffend, es könnte dann jedoch kaum plausibel gezeigt werden können, dass die Nazis mit ihrer spezifischen Homophobie auf diese Bewegung reagiert haben.

Ferner sollte man nicht übersehen, dass die so umfassend verstandene Schwulenbewegung auf viele gesellschaftliche Sphären und Institutionen Einfluss übte oder Wechselwirkungen bestanden:

- Die Staatsapparate, Polizeien, Justiz, politische Parteien

- Künstlerische und literarische Produktion und Distribution. Theater, Kino, Zeitschriften, Tagespresse
- Sozialwissenschaften und Gesundheitswesen (Medizin, Forensik, Jura, Pädagogik)
- Großstädtische schwule Subkulturen im (halb)öffentlichen Raum (Gaststätten, Pissoirs, Bäder, Schwulenpresse, Straßenstrich)

Die hier angedeutete Erklärung des NS-Schwulenterrors als Rollback-Antwort auf das vorher erreichte zivilisatorische Entwicklungsniveau müsste in allen diesen Milieus und Sphären überprüft werden, um andere gesellschaftliche Ursprünge als Hauptursache ausschließen zu können.

Sozialpsychologisch orientierte Erklärungsmodelle müssten meines Erachtens ebenfalls von der Dialektik von Schwulenedemanzipation und Homophobie in der konkreten historischen Situation der dreißiger Jahre ausgehen, sofern sie nicht auf obskure völkerpsychologische Annahmen von einem typisch deutschen Männerbund rekurren oder auf Spekulationen über die Homosexualität von NS-Führern, die eben deshalb Schwulenverfolgungen inszenierten.

6. Röhm revisited

Noch einmal zurück zum Fall Röhm, an dem quasi paradigmatisch die nazistische Schwulenfrage diskutiert werden kann:

Wenn Oosterhuis glaubt – und er ist da wohl nicht der einzige –, dass bis zum Röhm-Mord 1934 bei den Nazis »Homosexualität stillschweigend toleriert worden zu sein scheint« (in: Jellonnek & Lautmann 2002, S. 121), dann verkennt er das Problem, das es den Nazis bereitete, wenn der

politische Feind eine ihrer Führungskräfte öffentlich als Schwulen denunzierte. Die Nazis reagierten auf diese schockierenden Angriffe keineswegs mit stillschweigender Toleranz, sondern sie wehrten sich, indem sie die Vorwürfe der bayerischen Sozialdemokraten als Lüge zurückwiesen. In den zwei Monate nachdem das SPD-Blatt *Münchener Post* am 14.4.1931 seinen ersten Angriff auf Röhm veröffentlicht hatte, verhartete die Nazipresse in einer Art Schockstarre und schwieg zu den Angriffen. Dann erschien im *Völkischen Beobachter* vom 24.6.1931 erstmals eine Zurückweisung. Darin enthalten war eine Erklärung Röhm's, in der er unter anderem schreibt: »Der Inhalt des Berichts [in der *Münchener Post* über Röhm's Homosexualität] ist unwahr. Ich lehne es ab, auf den offensichtlichen Unsinn des »Berichts« zu antworten« (nach Heinersdorf 1932, S. 362).

Tatsächlich gelang im Laufe des Jahres 1931 der Nachweis, dass es sich bei den Dokumenten in der *Münchener Post* um Fälschungen handelte. Bedrohlicher wurde die Situation für die Nazis im folgenden Jahr, als die Berliner SPD-nahen Zeitschrift *Welt am Montag* am 7.3.1932 Briefe Röhm's veröffentlichte, die dem Empfänger gestohlen worden waren. In diesen drei Briefen bekannte Röhm unter anderem, er sei homosexuell und gehöre dem Berliner Schwulenverein Bund für Menschenrecht an. Die kommunistische Berliner Zeitung *Welt am Abend* brachte vier Tage später am 11.3.1932 ein aus den Staatsanwaltschaften gestohlenes Verhörprotokoll, in dem Röhm mit den Worten zitiert wird: »Hinsichtlich meiner geschlechtlichen Einstellung gebe ich zu, bisexuell veranlagt

zu sein und habe in dieser Richtung mit jungen Burschen schon öfters zu tun gehabt. Strafbaren Verkehr nach § 175 pflege ich nicht« (nach Heinersdorf, S. 424).

Röhm antwortete auf diese neuerlichen Angriffe nicht mehr. Sein Anwalt Luetgebrune erklärte im *Völkischen Beobachter*, es handele sich hierbei um niederträchtigste Lügen, mit denen das marxistisch-pazifistische Lager eine Verleumdungsfeldzug gegen Stabschef Röhm veranstalte (Heinersdorf, S. 419).

Der öffentlichen Reaktion der Nazis auf die Enthüllungskampagne ihrer politischen Feinde (alles Lüge, Fälschung, Verleumdung; Röhm behält seine Ämter und Funktionen) scheint mir ein durchdachtes strategisches Kalkül zugrunde zu liegen, das sich nicht auf das Muster »Stillschweigende Toleranz für schwule Nazis« reduzieren lässt. Diese Strategie brachte ihnen außerordentliche Erfolge im politischen Kampf: bei der Reichspräsidentenwahl vom 10.4.1932 (2. Wahlgang) erhielt ihr Kandidat Hitler 13,4 Mio. Stimmen und kam damit hinter dem Sieger Hindenburg auf den zweiten Platz; bei den kurz darauf stattfindenden Wahlen zum 6. Reichstag am 31.7.1932 wurde die NSDAP mit 230 Sitzen stärkste Partei, sie hatte damit sechs Sitze mehr gewonnen als SPD und KPD zusammen. Offensichtlich hat die taktische Entscheidung, an Röhm, einen ihrer besten und populärsten Führungskräfte, festzuhalten und die Angriffe zu ignorieren, die auf sein Sexualleben zielten, zu diesen Erfolgen des Jahres 1932 beigetragen. Die Alternative, Röhm in die Wüste zu schicken, hätte nur als Zeichen der Schwäche und als Eingeständnis gewertet werden

können, dass der politische Gegner recht hatte und man bisher einem potentiellen Sexualverbrecher auf den Leim gegangen sei. Intern bestand das Dilemma der Naziführung darin, dass einer, der sich selbst vor der Staatsanwaltschaft und gegen seinen Willen auch öffentlich als »bisexuell veranlagt« bezeichnet und damit als Spitzenfunktionär untragbar war, zugleich einer der besten Leute in der Naziführung war. Was als stillschweigende Toleranz gegenüber ihrem »bisexuell veranlagten« Star erscheinen mag, war tatsächlich ein taktisches Ausweichmanöver, mit der eine Niederlage im publizistischen Propagandakrieg vermieden wurde. Als solches Taktieren nicht mehr nötig war, weil inzwischen mit der Koalitionsregierung des »Nationalen Zusammenschlusses« der bürgerlichen Parteien unter Reichskanzler Hitler der Endsieg errungen hatte, fiel es nicht mehr schwer, Röhm und seine SA zu opfern, um damit obendrein das für die Kriegsvorbereitung wichtige Bündnis mit der Reichswehr zu festigen.

Der fundamentale nazistische Hass auf schwule Männer, der schon in den zitierten Hitler-Äußerungen von 1920 zutage tritt und in zahlreichen Äußerungen der Nazis vor und nach 1933 immer wieder bekräftigt und nie relativiert wird, blieb von dem Problem Röhm von 1931/32 völlig unberührt. Oosterhuisens Ansicht, »die Nazi-Führer betrachteten Homosexualität in keiner einmütigen Weise [...] sie betrachteten Homosexualität nicht einheitlich als gefährlich« (in: Jellonek & Lautmann 2002, S. 120) ist demnach unhaltbar. Ihr liegt eine Verkennung der durchaus vorhandenen Nuancen zugrunde, in denen Furcht und Schrecken gegenüber der Homosexu-

alität der Männer bei einzelnen Nazi-Führern ausgeprägt waren. Keine dieser Nuancen weicht aber so weit von der Generallinie ab, dass sie nicht an die Gefährlichkeit schwuler Männer geglaubt hätte. Das Strafrecht, das von keinem Nazi infrage gestellt wurde, sollte ja gerade dazu dienen, die homosexuelle Gefahr zu bannen.

Es ist eine ganz andere Frage, wie denn so viele schwule Männer dazu kamen, trotz der unzweifelhaften Ablehnung, die ihresgleichen vom NS entgegen gebracht wurde, »scharenweise«, wie Hirschfeld schreibt, den Nazis hinterherzulaufen und bei ihnen manchmal sogar zu reüssieren. Diesem Phänomen liegt vielleicht ein ähnliches mentales Muster zugrunde, wie bei den schwulen Männern, die sich in den Schoß der katholischen Kirche begeben, weil sie glauben, dass dies für ihre sündigen Körper und Seelen das Beste sei.

Literatur

[Anonym (1927)]: Faschismus und Homosexualität, in: Mitteilungen des Wissenschaftlich-humanitären Komitees E.V., Nr. 9, S. 70 f.

Baeumler, A. (1934): Männerbund und Wissenschaft. Berlin.

Barbedette, G. & M. Carassou (1981): Paris Gay 1925. Paris.

Dall'Orto, G. (1986): Per il bene della razza al confino il pederasta, in: Babilonia, aprile, S.14 ff.

Gottschewski, L. (1934): Männerbund und Frauenfrage. Die Frau im neuen Staat. München.

Heinersdorf, H. (1932): Akten zum Falle Röhm, in: Mitteilungen des Wissenschaftlich-humanitären Komitees E.V., Nr. 32-34, S. 349 ff., S. 387 ff., S. 419 ff.

Hirschfeld, M. (1914): Die Homosexualität des Mannes und des Weibes. Berlin.

Hirschfeld, M. (1934): Männerbünde, in: Pariser Tageblatt, Nr. 220 (20. Juli) S. 2.

Hitler, A. (1980): Sämtliche Aufzeichnungen 1905-1924. Hrsg.

Von E. Jäckel & A. Kuhn. Stuttgart.

Jellonnek, B. (1990): Homosexuelle unter dem Hakenkreuz. Die Verfolgung von Homosexuellen im Dritten Reich. Paderborn.

Jellonnek, B. & R. Lautmann (Hrsg., 2002): Nationalsozialistischer Terror gegen Homosexuelle. Verdrängt und ungesüht. Paderborn u.a.

Krieck, E. (1935): Menschenformung. Grundzüge der vergleichenden Erziehungswissenschaft. 3. Aufl. Leipzig.

Lautmann, R. & Mitarb. (1977): Seminar: Gesellschaft und Homosexualität. Frankfurt am Main.

Lautmann, R. (Hrsg., 1993): Homosexualität. Handbuch der Theorie- und Forschungsgeschichte. Frankfurt & New York.

Mosse, G.L. (1987): Homosexualität und Faschismus in Frankreich, in: CAPRI 2/87, S. 15 ff.

Plant, R. (1991): Rosa Winkel. Der Krieg der Nazis gegen die Homosexuellen. Aus dem Englischen. Frankfurt & New York.



Nachträge zu Melchior Grohe

Stationen der Lebensreise in Briefen. Einem Hinweis von Marita Keilson-Lauritz verdanke ich die Entdeckung von 17 Briefen, die Grohe in den Jahren 1861 bis 1876 an die »J.G.Cotta'sche Verlagshandlung« (12), an einen »Herrn Dr. H. Hauff« (1), an Paul Heyse (2) und an einen Herrn W. Hertz (2) schrieb. Die Münchener Staatsbibliothek und das Deutsche Literaturarchiv in Marbach stellten Kopien der Briefe zur Verfügung. Der Inhalt der Briefe, die ich nur teilweise entziffern konnte, bietet kaum Neues zur Grohe-Biografie, allenfalls nennen Ort und Datum der Briefe Grohes jeweilige Aufenthaltsorte. Die Chronik seiner Lebensreise aus CAPRI Nr. 31, S. 12 sieht nun aufgrund der Briefe korrigiert und ergänzt so aus:

- 1829: am 30. Mai in **Mannheim** geboren, dort Besuch des »Lyceums« bis zur Hochschulreife
 1847: am 20. Oktober an der Universität **Heidelberg** immatrikuliert
 1848: am 26. Oktober an der Universität **Göttingen** immatrikuliert
 1849: am 15. August erhält er ein Abgangszeugnis von der Universität **Göttingen**
 1850: am 21. Januar wird er erneut »als Jurist« an der Universität **Heidelberg** immatrikuliert.
 1853: Grohes handschriftliche Widmung auf dem Exemplar seines »Bernhard von Weimar« in der Unibibliothek Mannheim ist datiert: »Berlin ii August 53«
 1856: das Gedicht »An Julius Meyer« im »Sonettenkranz« ist datiert: »Neapel 1856«.
 1859-61: in **Venedig** bestieg er ein Dampfschiff, das ihn nach »Egypten« brachte; hier hielt er sich nach dem Bericht in seinem Orient-Buch vor allem in den Städten **Cairo** und **Alexandrien** auf
 1861: der erste Brief an Cotta ist datiert: »Alexandrien 31 Mai 61«
 1861: das Vorwort zu Reime & Reisen ist datiert: »Mannheim, im Herbst 1861«
 1863: Brief an Cotta: »Heidelberg 6 Maerz 63«
 1863: Brief an Cotta: »Neapel 3 Mai 1863« und an W.Hertz: »Neapel i October 63«
 1863: Brief an W. Hertz:
 1863-65: Aufenthalt in **Neapel**. Grohes insgesamt fünf »Correspondenz-Nachrichten« im Morgenblatt für gebildete Leser berichten alle über neapolitanische Ereignisse
 1864: offensichtliche Unterbrechung des Italienaufenthaltes: Briefe an Cotta: »Mannheim 12/13 August 64«, »Carlsruhe 8 Sept. 64« und »Mannheim 3 Nov. 1864«, sowie an »Herrn Dr. H. Hauff Redakteur des Morgenblatts«: »Baden Baden 7 Juli 64« und an W.Hertz: »Vacha 25 Juli 64«
 1865: Brief an Paul Heyse: »Heidelberg 27 Januar 1865« und Briefe an Cotta: »Heidelberg i April 65« und »Mannheim 5 Sept. 65«
 1867: Brief an Cotta: »Neapel 1 Jan. 1867«
 1869: nach eigenem Bekunden in »Die Hochzeit zwischen Geist und Herz«, S. 56 Aufenthalt in **Heidelberg**
 1870: Das Widmungsgedicht im Sonettenkranz an »Fräulein Therese Marx in alter Verehrung« ist datiert: »Baden-Baden im Erntemonat 1870.« – Brief an Paul Heyse: »München 5 Feb 70«
 1871: Brief an Cotta: »Stuttgart 16/ XII 71.«
 1872: Brief an Cotta: »Rom 16 Dez 72«
 1874: im Winter auf dem deutschen Konsulat in **Livorno** Recherchen wegen dem Urning Heinrich von Maltzahn, der dort Selbstmord begangen haben soll. (Der Urning vor Gericht, S. 18)
 1875: am 20. September schreibt er in **Wiesbaden** den oben zitierten Brief an Franz Brümmer
 1876: Brief an Cotta: »Padua 25 October 76«
 1879: im Sommer Bekanntschaft mit dem Urning Pompadour in **Bad Homburg v.d.H.** Postkarte aus **Livorno** an seinen Freund, den Dichter Giosue Carducci in Bologna (31 6 79).
 1880: am 1. Mai Einweisung in die psychiatrische Klinik in **Graz**, wo ihn Krafft-Ebing beobachtet
 1881: erneute Begegnung mit dem Urning Pompadour, diesmal in **München**. Postkarte aus **Straßburg** an seinen Freund, den Dichter Giosue Carducci in Bologna (14 Gen 81).
 1882: Begegnung mit Johannes Gutzzeit »in den Anlagen der »Villa« von **Neapel**«
 1896: in **Heidelberg** wird von der »Buchdruckerei von Hch. Dörr« Grohes »Humoristische Europafahrt« gedruckt. Sie erscheint im Selbstverlag, was vermuten lässt, dass sich Grohe 1896 in **Heidelberg** aufhielt.

Salvatore Rosa. In seinem Brief vom 3.11.1864 an die Cotta'sche Verlagshandlung bittet Grohe um Zusendung von Belegexemplaren der Augsburger Allgemeinen Zeitung vom 1., 2. und 3. Juni des Jahres, weil darin sein Aufsatz über Salvator Rosa abgedruckt sei. Die Prüfung ergab, dass dieser Aufsatz tatsächlich dort in drei Fortsetzungen enthalten ist. Er ist dem Werkverzeichnis hinzuzufügen: Salvator Rosa, ein Zeit- und Geistgenosse Shakespeare's. Ein Vortrag im deutschen Casino zu Neapel, in: Augsburger Allgemeine Zeitung Nr. 153 vom 1.6.1864, S. 2486 f., Nr. 154 vom 2.6.1864, S. 2502 f., Nr. 155 vom 3.6.1864, S. 2521 f.

Würde der Frauen. In Grohes forensischem Dialog *Der Urning vor Gericht* kam mir folgender Satz etwas dunkel vor, mit dem Grohe »die Canaille Heine« bei ihren öffentlichen Angriffen auf den uralten Dichter Platen charakterisieren wollte: »Wie vortrefflich wußte dies öffentliche Geheimnis [Platens Urningtum] die Canaille Heine auszubeuten, wohl wissend, daß man Einen in der Gesellschaft nicht gründlicher unmöglich machen kann, als daß man die bekannten »Rosenflechterinnen und Weberinnen« alarmiert und auf ihre gefährlichsten Konkurrenten und Geschäftsverderber lossetzt!« (Der Urning vor Gericht, S. 13). Jakob Michelsen aus Hamburg konnte die Sache aufhellen, indem er erkannte, dass Grohe hier auf Friedrich Schillers Gedicht *Würde der Frauen* anspielt, dessen Anfangsstrophe lautet: »Ehret die Frauen! Sie flechten und weben / Himmlische Rosen ins irdische Leben, / Flechten der Liebe beglückendes Band, / Und, in der Grazie züchtigem Schleier, / Nähren sie wachsam das ewige Feuer / Schöner Gefühle mit heiliger Hand.« Nach allem, was wir heute wissen, war es überhaupt nicht so, wie Grohe hier andeutet, dass es Heine mit seiner Platen-Verhöhnung in *Die Bäder von Lucca* gelungen wäre, die würdigen bayerischen Katholikinnen, die für ihren Platen schwärmten, zu verunsichern und aus Platen-Schwärmerinnen Platen- oder gar Urningskonkurrentinnen zu machen.

Wie werde ich Muslim? Auf die Frage, ob er schon einmal ernsthaft erwogen habe, zum Islam überzutreten, antwortete der Schriftsteller Peter Scholl-Latour in einem Interview im Magazin der *Süddeutschen Zeitung* vom 18.1.2002: »Nein. Aber die haben es bei mir versucht. Man muss ja immer aufpassen, dass man nicht – plötzlich – Muslim geworden ist. Da gibt es einen Trick, der ist ganz lustig. Die sagen: Du kannst doch Arabisch. Dann sag doch mal die Schahada, das arabische Glaubensbekenntnis, auf. Dann mach ich das. Dann lachen die ganz glücklich: Jetzt bist du Muslim! Das genügt nämlich, das aufzusagen: Ich bekenne, dass es keinen Gott gibt außer Allah und dass Mohammed sein Prophet ist.« Vielleicht ist es auch unserm Grohe so ergangen, als er, wie Kosch ohne Quellenangabe behauptet, zum Islam übertrat. (Kosch, Dt.Lit-Lex, Bd 1, Bern ²1949, S. 476.)

Der Name der Mutter. Ralf Dose hat richtig geraten: Melchior Grohes Mama war nicht, wie ich vermutete, eine geborene Frau Gerdchten. Ein genauerer Blick auf die handschriftliche Eintragung im Mannheimer Einwohnerregister räumt alle Zweifel aus: Frau Grohe hieß vor der Verheiratung mit Johann Jakob Grohe Philippina von Gerichten. Zweifelhaft ist mir Philippinas Geburtsort, der zugleich der Ort der Heirat war. War es Ostenbach? Offenbach? Erstenbach?

Meine Transkription des Nebenstehenden lautet:

Philippina
 dessen Frau eine ge=
 bohrne von Gerichten
 von Offenbach gebür=
 tig, im Jahr 1822
 angeblich 19 Jahre alt;
 Ev: protestantischer
 Religion.
 Mit obigem Johann
 Jacob Grohe verehe=
 Licht in Offenbach am
 20 Oct: 1822.

Philippina
 dessen Frau eine ge=
 bohrne von Gerichten
 von Offenbach gebürtig,
 im Jahr 1822
 angeblich 19 Jahre alt;
 Ev: protestantischer
 Religion.
 Mit obigem Johann
 Jacob Grohe verehe=
 licht in Offenbach am
 20 Oct: 1822.

BUCHBESPRECHUNG

Franz Schulze: Philip Johnson. Leben und Werk. Aus dem Amerikanischen übersetzt von J. Schulte. Wien/New York: Springer 1996. XII, 512 Seiten.

Wer vor einigen Jahren den im Umbau begriffenen Checkpoint Charlie in Berlin besuchte, wurde von der Ankündigung eines American Business Centers überrascht: Auf dem Bauschild war nämlich nicht das zukünftige Gebäude, sondern der berühmte amerikanische und bekanntermaßen schwule Architekt Philip Johnson in persona abgebildet. Im hohen Alter war er wieder einmal Zugpferd für einen spektakulären Coup. Bis heute ist er alles andere als ein lebendes Fossil. Im Gegenteil, die bislang einzige deutschsprachige Biografie dieser schillernden Gestalt, die von Franz Schulze 1996 vorgelegt wurde, lässt die Fähigkeit noch zu so mancher überraschenden Wandlung erwarten.

Im schwarzen Anzug und weißen Hemd, vermutlich mit schwarzer Krawatte, zeigt sich Johnson auf einem Schwarzweißporträt¹. Sitzend auf einem dunklen, unten angeschnittenen Ledersessel, seinen Körper von rechts im Profil positioniert, wendet der Architekt den Kopf seitlich und schaut durch eine runde Brille mit überdimensionierter schwarzer Fassung in die Kamera. Bis hierher könnte es sich

um einen x-beliebigen Berufskollegen handeln, der mit einer an Le Corbusier gemahnenden Brille den Kleidungskodex der Profession unterstreicht. Trotz der ruhenden Miene mit leicht heruntergezogenen Mundwinkeln, fest aufeinander gefügten Lippen, den Blick ein wenig von oben auf den Fotografen gesenkt, glaubt der Betrachter, dass ein hintergründiges spöttisches Lächeln den markanten, nur noch mit ein paar weißen Stoppeln bedeckten Kopf bewegt. Die Hände unterstreichen diesen Eindruck: Während die Rechte locker über die Armlehne fällt, fährt die andere Hand – im Hintergrund – mit gespreizten Zeigefinger und Daumen über das linke Bein. Diese gelassene Überlegenheit kennzeichnet die Persönlichkeit Johnsons.

Das Porträt wurde 1978 von Robert Mapplethorpe aufgenommen. Was Johnson von den zur gleichen Zeit entstandenen Bildern des Fotografen aus der S/M-Szene dachte (sie waren ihm ohne Zweifel bekannt), darüber berichtet sein Biograf freilich nichts. Homosexualität bildet zwar einen hörbaren Grundton, wird jedoch nicht durchgehend in wohlklingender Höhe gehalten. Das Schwerpunkt liegt – wie es sich für Schulze als Professor für Architekturgeschichte am Lake Forest College, Illinois, ziemt – auf der Karriere Johnsons als Architekt, die trotz ihres späten Starts mehr als zwei Drittel des Buches einnimmt.

Philip Cortelyou Johnson wurde 1906 in Cleveland,

Ohio, als Spross einer säkularisierten und für individuelle Kreationen empfänglichen Familie geboren. Von Anfang an war er sich seiner finanziellen Unabhängigkeit aufgrund des familiären Vermögens bewusst. Nach einem Studium der Philosophie und der griechischen Literatur betritt er die Öffentlichkeit als Autodidakt im neu gegründeten Museum of Modern Art in New York, an dem er von 1929 bis 1934 wirkte; in der zweiten Hälfte der dreißiger Jahre betätigte sich Johnson in der Politik. Sein Architekturstudium, das 1940 aufgenommen wurde, beendete er, unterbrochen vom Militärdienst, 1949 mit dem Bau seines eigenen Glashauses in New Canaan, Connecticut. Nicht nur in der Baukunst reüssierte er, auch als Kritiker und als »graue Eminenz« der Museumsszene in New York erlangte er bald Einfluss. 1979 wurde Johnson mit dem Pritzker Price für seine Leistungen geehrt.

Um Johnsons Sozialisation zu würdigen, muss zunächst der gesellschaftliche Druck auf Homosexuelle in der ersten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts vergegenwärtigt werden. Die mangelnde Akzeptanz oder das zumindest unverhohlene Unverständnis im Kreis der nahestehenden Personen, der Familie und der Freunde, das Fehlen einer offenen Vernetzung, die es ermöglicht, Kontakte zu Gleichgesinnten herzustellen – all dies stürzte nicht wenige in Depressionen. Niemand

¹ Richard Marshall: Robert Mapplethorpe. New York: Whitney Museum of American Art, in association with Bulfinch Press – Little, Brown and Co., Boston u.a. 5th printing, o.J., S. 61

weiß, wie viele der Suizide in jener Zeit ihre Ursache in der Zerrissenheit zwischen subjektiv ersehnter und objektiv erwarteter Lebensführung hatten.

Das erste homosexuelle »Getändel« erlebte Johnson als Student der Harvard University in Cambridge, Massachusetts. Die gesellschaftliche Ächtung stürzte ihn jedoch in einen »quälenden Konflikt zwischen Triebregerung und Schamgefühl«, der einen von seinem Neurologen vorhergesehenen manisch-depressiven Zyklus einleitete. Dieser wurde auch von der ersten »vollzogenen« sexuellen Erfahrung 1927 nicht durchbrochen. Johnsons Ziellosigkeit im Studium trug ihren Anteil bei, ihn immer wieder in Schwermut fallen zu lassen.

Einen Wendepunkt brachte 1929 die Begegnung mit Alfred Barr. Der vier Jahre ältere Kunsthistoriker fesselte Johnson augenblicklich durch Brillanz im geschriebenen und im gesprochenen Wort sowie durch seine Urteilskraft. Umgekehrt war Barr von Johnsons unglaublich schneller Auffassungsgabe beeindruckt, der im Buch mehrmals durch das Eigenschaftswort »blitzgescheit« Ausdruck verliehen wird. Die gegenseitige Faszination der beiden jungen Männer war jedoch unsexuell. »Philip selbst, der in fortgeschrittenem Alter mit entwaffnender und häufig boshafter Offenheit über seine diversen Verhältnisse zu sprechen pflegte, redete über Barr wie über niemanden sonst, nämlich mit unvergesslich argloser Zuneigung« (S. 49).

Die Genugtuung in der Arbeit mit Barr am Museum of Modern Art festigte Johnsons Persönlichkeit. 1929 besuchte er Berlin. Das fieberhafte Kulturleben zog ihn in seinen Bann ebenso wie die sexuelle Freizügigkeit, die »allnächtlich den Zusammenbruch der mittelständischen Moral feierte« (S. 56). An seine Eltern schrieb er: »Was auf der Bühne eines Berliner Kabarets ausgesprochen werden darf, das darf man wohl auch in einem Brief an die eigene Mutter erwähnen. Ach je, wie prüde ich werde! Neulich ist in Berlin, wie es scheint, das Gesetz gegen homosexuelle Beziehungen aufgehoben worden, worüber der Conférencier meinte, gegen Ostern werde auch das Gesetz gegen Beziehungen mit Tieren abgeschafft und nur das normale Verhältnis werde verboten. Das Publikum fand es furchtbar komisch, und ich selbst ebenfalls, aber ich habe es nicht zugegeben« (S. 56 f.)

Die Liebe zur deutschen Hauptstadt, die Johnson mehrfach besuchte, lässt ihn mit einer politischen Richtung in Berührung kommen, deren Spuren in seinem Leben der Biograf unter den Titel »Unrühmlicher Umweg« aufzeigt. Eine Kundgebung der Nationalsozialisten 1932, die außerhalb von Potsdam auf freiem Feld abgehalten wurde, hatte Johnson sehr beeindruckt. Der junge Mann war von dem Geschehen auf sinnliche Art und Weise angezogen, die er als »völlig fieberhaft« erinnert: »Man konnte gar nicht umhin, sich von der Erregung mitreißen zu lassen, von den Marschlie-

dern, dem Crescendo und Höhepunkt des ganzen Geschehens, als Hitler schließlich auftrat und vor der Menge eine flammende Rede hielt.« Besonders unmittelbar »empfand er [...] sexuelle Erregung angesichts »aller dieser blonden Burschen in schwarzem Leder«, die wie eine gesteigerte Kollektivbündelung der Liebhaber wirkten, die ihn schon vorher in Deutschland sowohl in Anspruch genommen als auch befreit hatten« (S. 97).

Fasziniert von den Kundgebungen der Nationalsozialisten, glaubte Johnson bereitwillig an die Botschaft der »nationalen Erhebung« der Deutschen. Ob seine nicht zitierten, jedoch als »abschätzig« bezeichneten Bemerkungen über Völker wie Dänen und Tschechen, zu denen er schon als Student tendierte, auch seine Resentiments gegen Juden, deren »Zurückgebliebenheit« er durch eine unverhoffte Begegnung – vermutlich im Ghetto – im polnischen Marków bestätigt sah (S. 150 f.), letztlich politisch motiviert waren, lässt Schulze offen. »So formulierte intolerante Äußerungen sind ununterscheidbar von den kaschierten oder gar nicht sonderlich kaschierten Überzeugungen vieler Amerikaner – sowie Deutscher, Engländer, Franzosen usw. – der gleichen Zeit [...] er war eben ein ganz durchschnittlicher amerikanischer Snob des oberen Mittelstands« (S. 117). Lediglich die Homophobie der Nationalsozialisten, die sich in der Ermordung Ernst Röhm 1934 nachdrücklich geäußert hatte, war Johnson suspekt,

ohne sich deshalb jedoch unmittelbar bedroht zu fühlen.

Die Machtergreifung Hitlers 1933 hat Johnson begrüßt. Offensichtlich aus Minderwertigkeitsgefühlen gegenüber den Kunsthistorikern am Museum of Modern Art schied er ein Jahr später unvermittelt aus der Institution aus und versuchte, im rechten Spektrum der Politik selber Fuß zu fassen. Jedoch blieben seine Bemühungen ohne großen Erfolg. In dieser Zeit musste er die Erfahrung machen, dass auf der politischen Bühne offensichtlich andere Eigenschaften zählten als seine kreative Begeisterungsfähigkeit. Johnsons gelegentliche Ausflüge zu politischen Leitfiguren endeten allesamt in einer Sackgasse, oft wurde er schnell hinaus komplimentiert oder fand erst gar keinen Einlass.

Just zum Höhepunkt von Hitlers Politik – zwischen dem Anschluss Österreichs im März 1938 und der Einnahme der deutschsprachigen Gebiete der Tschechoslowakei mit dem Einverständnis von Großbritannien, Frankreich und Italien – weilte Johnson in Deutschland. Er nahm an einem Reichsparteitag in Nürnberg teil. »Die Atmosphäre kann man sich gar nicht vorstellen. Das war wie mit Wagners Ring, selbst wenn man zunächst gleichgültig ist, wird man schließlich doch überwältigt, und wenn man von vornherein daran glaubt, ist die Wirkung viel umwerfender« (S. 148). Schulze kommentiert: »Später behauptete er [Johnson], nie ein in ihren Bann geschlagener Beobachter gewesen zu sein. [...]

Als amerikanischer Homosexueller ohne Verbindungen zu hochrangigen Parteigenossen wusste er, dass er im Bereich dieser Partei niemals auf Entgegenkommen stoßen würde« (S. 148).

1939 hielt sich Johnson zum Zeitpunkt des deutschen Überfalls auf Polen in Griechenland auf. Sogleich eilte er nach Berlin und betätigte sich als Berichterstatter für die politisch rechte amerikanische Zeitschrift *Social Justice*. Die Politik und ihre Folgen nahm er als ein ästhetisches Schauspiel wahr. In einem privaten Brief von 1939, der beim ihn längst überwachenden FBI landete, heißt es: »Wir sahen Warschau in Flammen und die Bombardierung von Modlin. Es war ein erregendes Schauspiel.« Dazu heißt es bei Schulze: »Als Philip diesen Satz zu einem viel späteren Zeitpunkt wiederlas [1990], schien er ihn nicht nur peinlich zu berühren, sondern zu quälen. Nach einigem Nachdenken fügte er hinzu, daß ihn der Anblick der Bombardierung [...] an die Worte William James' erinnerte, mit denen dieser über seine eigenen Empfindungen während der achtundvierzig Sekunden des Erdbebens berichtete, das 1906 in San Francisco stattfand. William James sprach von ›heller Freude und Jubel‹, als er seine Gefühle beschrieb, die [...] von der lebhaften Anschaulichkeit herrühren, ›mit der eine so ›abstrakte Idee‹ wie ›Erdbeben‹ in der sinnlich wahrnehmbaren Realität Gestalt annehmen könne.« (S. 154). Nach dem erfolglosen Ausflug in die amerikanische Politik, 1940, nahm Johnson sein Architekturstudium in

Harvard auf. Von März 1943 bis Ende 1944 diente er als Soldat, wo er zu seinem Leidwesen trotz der Empfehlungsschreiben einiger Freunde aufgrund seiner unrühmlichen Vergangenheit – und möglicherweise aufgrund seines bereits bekannten schwulen Lebenswandels, fragt sich der Leser – für den Küchen- und Latrinendienst eingesetzt wurde.

Obschon Schulze die rechts-extreme Vergangenheit von Johnson nicht ausspart, bemüht er sich, diese Periode als eine Jugendsünde abzugrenzen. Auch Peter Blake, ein deutschstämmiger Architekt und Kritiker, der viele Verwandte durch das Morden der Nationalsozialisten verloren hat, erwähnt in seiner Werkmonographie über Johnson dessen Vergangenheit mit keiner Silbe². In seiner Autobiografie tut es Blake dann schon, nur dient es hier der Erklärung für sein Engagement am Museum of Modern Art: Als Sympathisant der Nationalsozialisten war Johnson für viele Trustees des Museums nicht tragbar, weshalb Blake offiziell die Position als Leiter der Abteilung Architektur und Design übernahm³. Dieses Konstrukt wird dem Leser von Schulze vorenthalten. Stattdessen zitiert er Abby Aldrich Rockefeller, die zu Johnsons fehlgeleiteten Weg meinte: »Jeder junge Mann sollte das Recht haben, einen großen Fehler zu begehen« (S. 159).

² Peter Blake: Philip Johnson, Basel u.a. 1996

³ Peter Blake: No Place like Utopia. Modern Architecture and the Company We Kept. New York 1993, S. 105 ff.

Johnson selbst schwieg. Erst in den 1990er Jahre sah er sich genötigt, eine Entschuldigung nachzuliefern. »Aber er nannte keinen detaillierten Belege für das allgemein Zugestandene [...] Es gibt keine Möglichkeit, mit Sicherheit zu ermitteln, wie vollständig seine späteren Erinnerungen sind und wie aufrichtig oder gekünstelt seine Beichten oder sonstigen Gesten der Abbuße sind [...]« (S. 160). Wenn es um einen Auftrag ging, war es Johnson gleichgültig, aus welchen Quellen sich seine Reputation speiste. Die Kunsthalle in Bielefeld wurde seinerzeit von dem ortsansässigen Industriellen Rudolf A. Oetker zu Ehren eines im Krieg getöteten Mitglieds der Familie gestiftet. Dieser hatte – wie der Namenstreit in jüngster Zeit offenbarte – keine vom Nationalsozialismus unbefleckte Vergangenheit. In einem solchen Umfeld nimmt es nicht Wunder, dass als deutscher Partner der einst im Planungsstab von Albert Speer für die Reichshauptstadt tätige Kollege Cäsar F. Pinnau gewählt wurde⁴; dieser war in konservativen Kreisen ein bevorzugter Architekt.

Die Beziehungen Johnsons werden lediglich beiläufig erwähnt. Schulze stellt die maskulinen Attribute der Hauptfigur heraus, wohingegen die Partner stets farblos als »Mrs. Johnson« firmieren. Ein schwarzer Unterhaltungskünstler namens Jimmy Daniels wurde 1934 die erste Mrs. Johnson, der Publizist Jon Stroup war von 1945 bis 1950 die zweite, der Galerist John Hohnsbeen

die dritte von 1950 bis 1959. Die drei Verhältnisse stellt Schulze jedoch unter einen Vorbehalt: »Das hielt Philip allerdings nicht davon ab, sich außerhalb der eigenen vier Wände frei zu bewegen und alle Chancen auszunutzen« (S. 299). Nach einem Zwischenspiel mit einem Jugoslawen, der ihn angeblich mit der kitschigen Nachricht verließ: »Du hast mir nie gesagt, daß ich gar nicht in deinem Testament stehe« (S. 300), lernte Johnson in dem damaligen Designstudenten David Whitney die vierte und letzte Mrs. Johnson kennen, der der einstige Schwenröter treu ergeben ist.

Ein bekannter Homosexueller ist jedoch nicht zwingend ein bekennender, wie folgende Anekdote zeigt: »Nun wurde er [Johnson] [...] eines Abends von der aus dem Fernsehen bekannten Barbara Walters in Verlegenheit gebracht, die bei einer [...] Party mit ihm [...] am selben Tisch saß. Walters wollte wissen, warum Philip bei solchen Gelegenheiten nie seinen Gefährten mitbrachte, denn in den siebziger Jahren galt es nicht mehr als ungehörig, wenn homosexuelle Partner bei gesellschaftlichen Anlässen gemeinsam erschienen. Nach Philips Verhalten – wenn schon nicht nach seinen Motiven zu urteilen, hatte er von diesem Wandel keine Notiz genommen. Er wusste nicht, wie er die Frage beantworten sollte, und Walters schalt ihn weiter aus, bis er nach seiner eigenen Darstellung die Party verließ, weil er sich wie ein Tollpatsch und schuldig genug fühlte, um allein bleiben zu wollen« (S.431). In der Folge, so stellt Schulze fest,

zeigte er sich häufiger mit seinem Partner bei offiziellen Anlässen.

Oft lässt der Biograf der Koketterie Johnsons den Vorrang. So erwähnt er Siegfried Wagners Grapschen bei Tisch in Bayreuth, »um die Liste der Anekdoten zu vervollständigen« (S. 59). Letztlich belegt das kommentarlose Zitieren einiger zotiger Sprüche seine vielleicht dem Blick auf Kurzweil geschuldete Neutralität gegenüber dem verklärenden Machismo des alternden Johnson, wie beispielsweise die rückblickende Erklärung seiner Sprachbegabung: »Mein Lehrverfahren war das beste. Das war die horizontale Methode« (S.53).

Abschließend sei bemerkt, dass trotz Schulzes Behauptung, Johnson habe keinen Einfluss auf die Biografie genommen, ein Gutteil der Informationen aus Interviews stammt, die er in den achtziger und neunziger Jahren mit Johnson geführt hat. Insofern ist die Sichtweise auf das Leben Johnsons nicht so stromlinienförmig, als wenn es das unermüdliche Kommunikationstalent selbst geschrieben hätte; freilich nimmt sie in Ermangelung von unabhängigen Zeitzeugen in weiten Teilen seinen subjektiven Blick ein. Vielleicht muss der Zeitpunkt noch abgewartet werden, zu dem diese außergewöhnliche Person des letzten Jahrhunderts zu selbstkritischen Auskünften über sein Leben bereit ist. Die Chance dazu stehen nicht schlecht.

Michael Kasiske

⁴ Blake: Johnson, a.a.O., S. 114

WAS BISHER AUF CAPRI GESCHAH — GESAMTINHALTSVERZEICHNIS: Heft 1/1987 [= № 1]: Herzer: Zum Geleit, Exil auf Capri / Kennedy: Sagittas Geheimnis / Herzer: Christian Wilhelm Allers / Herzer: Zum Ursprung des Angeborensens / Michéa: Des déviations malades de l'appétit vénérien / Kertbeny: Ein Brief an Ulrichs in Würzburg ● **Heft 2/1987 [= № 2]:** Herzer: Die Schwarze Maria & der Männerbund, ein Nazimärchen / Beck: Im Untergrund der Nazi-Hauptstadt / Mosse: Homosexualität & Faschismus in Frankreich / Rezension: Plant, The Pink Triangle ● **Heft 1/1988 [= № 3]:** Herzer: Schwule Preußen warme Berliner / Jäger: Vautrins Söhne & Leser / Kennedy: Unbekanntes über Sagitta / Balz: Heiliger Abend ● **Heft 2/1988 [= № 4]:** Herzer: Der Prozeß gegen den Berliner Uring Carl von Zastrow / Kertbeny: Denkschrift zum Zastrow-Prozeß / Herzer: Zu Kertbenys Lebenslauf / Giles: Wilhelm von Gloeden & die Vorstellung der Schönheit in der Kaiserzeit ● **Heft 3/1988 [= № 5]:** Schücklenk: Arthur Schopenhauer & die Schwulen / Schopenhauer: Metaphysik der Päderastie / Schmitt: Pädersten, Homosexuelle, Kinäden & Schwule / Die Päderasten. Distraction de l'Equipage / Karlinsky: Tschaikowskis Selbstmord, Mythos & Realität / Rezension: Kennedy, Karl Heinrich Ulrichs ● **Heft 4/1988 [= № 6]:** Dworek: Ein Yankee am Hofe des Königs Karl / Schildt: Entfernung des Amtsassessors Ulrichs aus dem Staatsdienst / Rezension: Baldauf, Die Knabenliebe in Mittelasien ● **Heft 1/1990 [= № 7]:** Grau: Die Reichszentrale zur Bekämpfung der Homosexualität & Abtreibung / Jellonnek: Aus den Akten der Geheimen Staatspolizei. Ein Fall öffentlichen Widerstands von Homosexuellen / Hergemöller: Chome fue arso uno Sodomito - Lucca 1369 / Werres: Als Aktivist der ersten Stunde ● **Heft 2/1990 [= № 8]:** Karlinsky: Schwule Literatur & Kultur in Rußland. Die Folgen der Oktoberrevolution / Tatchell: Ten Gay Days that shook East Berlin / Eggert: Wie es begann. Schwulenbewegung in Ostberlin 1972-73 / Dworek: Zwei Irrenärzte kommentieren Ulrichs / Herzer: Unser Ulrichs-Autograph ● **Heft 3/1990 [= № 9]:** Féray & Herzer: (Homo-) Sexualwissenschaft & Politik bei Karl Maria Kertbeny / Herzer: Homosexualität als gesellschaftliche Konstruktion & sexuelle Praxis / Wolfert: Mauritz Stillers »Vingarna« - Stockholm 1916 / Rezensionen: Hodges, Alan Turing Enigma / Werner, Otto Warburg / Günther & Hoffmann: Sascha Schneider & Karl May / Geschichte des § 175 ● **Heft 4/1990 [= № 10]:** Hergemöller: Das Verhör des »Sodomiticus« Franz von Alsten (1536/37) - Ein Kriminalfall aus dem nachtäuferischen Münster / Walsler: Entkriminalisierung der Homosexualität in der Schweiz 1990 & Rückblick auf 1942 / Herzer: Ludwig Renn / Berner: Wie die SED-Propaganda das Stigma Homosexualität zum Rufmord an einem Maueropfer benutzte / Rezensionen: Jellonnek, Homosexuelle unter dem Hakenkreuz / Steinkamp, Gottfried von Cramm ● **Heft 1/1991 [= № 11]:** Herzer: Strafsakte von Cramm, Berlin 1938 / Herzer: Max Spohr, Adolf Brand, Bernhard Zack - drei Verleger / Hergemöller: Ludwig der Bayer, Friedrich der Schöne, Friedrich von Tirol / Rezensionen: Kant, Eine Vorlesung über Ethik / Verführte Männer - Leben der Kölner Homosexuellen im Dritten Reich / Hoven, Der unauhaltbare Selbstmord des Botho Laserstein / Euphronius der Maler ● **Heft 2/1991 [= № 12]:** Giese: Untersuchungen zum Wesen der Begegnung 1945 / Hergemöller: Hans Giese & Martin Heidegger / Kuhn: Mißglückte Kontaktaufnahme Berlin 1880 / Knoll: »Le Palladion« - Ein komisches Epos Friedrich II. von Preußen / Rezensionen: Äskulap oder Mars? / Money, Capri Island of Pleasure / Die versteinerten Verhältnisse zum Tanzen bringen / Schilde & Tüchel, Columbia-Haus ● **Heft 3/1991 [= № 13]:** Kuhn & Ruffin: Als schwuler Häftling in den KZs Columbiahaus & Lichtenburg 1935/36 / R.v.Praunheim & Dr.Hanns G.: Als schwuler Teenager zur Therapie bei Magnus Hirschfeld / Böhm: »Erfüllung einer Lebenssehnsucht« / Kennedy: Andeutungen der Knabenliebe in Longfellows »Hiawatha« / Schmitt: Social Constructivism, good bye! / Herzer: »Schutzhaftfälle« 1935 / Bibliografie der Aufsätze zur schwulen Geschichte im JOURNAL OF HOMOSEXUALITY / Rezensionen: Ringdal, Lystens død? / Werner, Mauritz Stiller / Böhm, Zwischen Selbstzucht & Verlangen / Sinakowski, Das Verhör ● **Heft 4/1991 [= № 14]:** Féray: Die Homosexualität im Tagebuch der Brüder Goncourt / Herzer: Kommunisten, Sozialdemokraten & die Schwulenbewegung der Weimarer Republik / Snijders: Das Schicksal frischer Männchen / Spartacus Gay Guide 1920 »Der Internationale Reiseführer« / Rezensionen: Röhl, Homosexuelle Häftlinge im KZ Buchenwald / Derks, Die Schande der heiligen Päderastie / Dear Tucker, ed. by H. Kennedy / Eine Tunte bist du auf jeden Fall ● **№ 15, April 1993:** Herzer: Corydon & Vice allemand / Got: Le Vice organisé en Allemagne / Got: »Anders als die Andern« / Praetorius: Über die Homosexualität in Frankreich / Praetorius: Der Streit um Walt Whitmans Homosexualität im »Mercure de France« / Apollinaire: Beerdigung Walt Whitmans / Apollinaire: A propos de Walt Whitman / Benjamin: In einem Pariser Schwulenbordell / Sternweiler: Briefe an den Schutzhaftling Robert T. Odeman / Rezensionen: Naldini, P.P.Pasolini / Fernandez, Der Raub des Ganymed / Hoffschildt, Olivia / Paglia, Die Masken der Sexualität ● **№ 16, Dezember 1993:** Miller: Der Wille zum Wissen. Foucault in Kalifornien / Herzer & Wagner: Homosexualität & Wahrheit / Kuhn: Der »Moabiter Löwe« als Emblem der Zeitschrift »Die Freundschaft« / Rezensionen: Kugel, Der Unverantwortliche / Greene-Gantzberg, Herman Bang og det fremmede / Hutter, Die gesellschaftliche Kontrolle des homosexuellen Begehrens ● **№ 17, September 1994:** Keilson-Lauritz: Wilhelmshagen gegen das Deutsche Reich / Brand: Fürst Bülow & die Abschaffung des § 175 / Sulzenbacher: »Man bekommt aber den Eindruck, als ob Ulrichs nicht recht normal wäre.« / Ulrichs: Eingabe an das K.K. Justizministerium / Herzer: Sandor Ferenczi / Ferenczi: Über sexuelle Zwischenstufen / Schälicke: Die Ambivalenz schwuler Sieger / Rezensionen: Homosexualität in der NS-Zeit / Herzer, Magnus Hirschfeld. ● **№ 18, Februar 1995:** Herzer: »Ungewöhnliche Liebesgeschichten« - Sex mit Kindern, Berlin 1906 / Adolf: Ungewöhnliche Liebesgeschichten / Zinn: Zur sozialen Konstruktion des homosexuellen Nationalsozialisten / Expertus: Die »Ausrottung« der Homosexuellen im Dritten Reich (Pariser Tageblatt 1.1.1935) ● **№ 19, Juli 1995:** Rosen: Mänens Kulör, zur Geschichte der Schwulen in Dänemark / Rosen: Antikritik / Herzer: Stimmen aus dem WhK zum Sex mit Kindern / Herzer: Ein Brief von S.Freud an M. Hirschfeld vom 2.11.1911 / Rezensionen: Sternweiler, Und alles wegen der Jungs / Geuter, Homosexualität in der deutschen Jugendbewegung / Balsler u.a., »Himmel & Hölle« ● **№ 20, November 1995:** Herzer & Sternweiler: 100 Jahre Schwulenbewegung / Jellonnek: Homosexuelle im Dritten Reich / Detering: Falsche Party / Herzer: Carl Bolle, Naturforscher & Dichter / Bolle: Suchen & Finden / Wolfert: Zum Briefwechsel Hirschfeld-Björnson / Herzer: Schwule Sintenis-Schwärmer / Siemsen: Brief an R.V.Cafiero, 1943 ● **№ 21, März 1996:** Steakley: Film & Zensur in der Weimarer Republik (Anders als die Andern) / Schuster: Walter Spies / Herzer: Antisemitismus & Rechtsradikalismus bei Adolf Brand / Rezension: Grauvogel, Theodor v. Wächter ● **№ 22, August 1996:** Herzer: Ungeheure Unzucht - Unnennbar Brudertum / Die braune Blume, Berlin 1929 / Wolfert: Herman Bang & Berlin / Verdorbenheit der Sitten in England 1793 / Rezensionen: Grupp, Harry Graf Kessler / Schlegel: Rolf ● **№ 23, Mai 1997:** Vortragsreihe »100 Jahre Schwulenbewegung« / Herzer: In memoriam Günter Maeder / Isherwood: 4 Briefe an Günter Maeder ● **№ 24, Oktober 1997:** Oosterhuis: R.v.Krafft-Ebings Stiefkinder der Natur / Herzer: Hirschfeld in Wien / Krappe: Eindrücke aus dem KZ / Müller: Uring, Samthans & Duden / Fuchs: Die dichterische Verwertung der Homosexualität ● **№ 25, März 1998:** Herzer: Wahrscheinliche Homosexualität Franz Schuberts? / Kertbeny: Platonismus / Franz Grillparzers Homosexualität / Grau: Leipzigs Drittes Geschlecht ● **№ 26, Juni 1998:** Pfäfflin & Herzer: Monatsberichte des WhK 1902/03 / Herzer: Dossier Wolfgang Cordan / Obermayer: Methodendiskussion / Schwandt: Schubert war homosexuell ● **№ 27, Dezember 1999:** Herzer: Frommel, Cordan & NS / Wolfert: Ebbe Hertzberg / Söderström: Hajjby-Affäre / Herzer: Dr.Otto Peltzer ● **№ 28, Juli 2000:** Keilson-Lauritz & Pfäfflin: Sitzungsberichte WhK München / Herzer: Schwule Widerstandskämpfer gegen den NS / Rezension: Kluge, Peltzer-Biografie ● **№ 29, Oktober 2000:** Halwani: Essentialismus, Sozialkonstruktivismus / Herzer: Gottfried Keller, Freundesliebe / Mildenerger: Schwule Neonazis in den 1980ern / Silverstolpe: Peltzer in Schweden ● **№ 30, Juni 2001:** Bertz: Nietzsche in memoriam / Herzer: Nietzsche-Jubiläum. Der Ur-Faschist & die Uranier / Snyders: Der Komet von Fersen / Ewers: Homosexuell & Jude: Ludwig Meyer / Rezension: Prinz-Heinrich-Biografie ● **№ 31, Dezember 2001:** Herzer: Melchior Grohe / Schmidtke: Karsch-Haack Personalbibliografie / Bauer: Mackay der Liebesdichter ●

EINIGE ÄLTERE HEFTE SIND NOCH BEIM MUSEUMSVEREIN FÜR 3 EURO PRO STÜCK ERHÄLTICH